Dash. Montépin. Cobb.

Neuestes belletristisches

Lese-Cabinet

der besten und interessantesten Romane aller Nationen
in sorgfältiger Uebersetzung.

Lieferung 190, 191, 192.

Dumas. Berthet.

Von Paris nach Astrachan.

Maquet. Duplessis.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

Foudras. Jewsbury.

Nach dem französischen Manuscripte
von
Dr. G. F. W. Rödiger.

Bulwer. Delisle.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig 1859.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Druck und Papier von Leopold Sommer in Wien.

Sand. Paul de Kock. Reade.



Alexander Dumas

in seinem russischen Reisecostüm.

Nach einer in Astrachan aufgenommenen Photographie.

Von Paris nach Astrachan.

Reisebilder

von

Alexander Dumas.

Nach dem französischen Manuscripte

von

Dr. G. F. W. Rödiger.

Dritter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1859.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Wir haben bereits einige Verse von Alexander Puschkin angeführt, ich kann nicht unterlassen, auf diesen großen Dichter zurückzukommen.

Saphir, mein geistreicher Wiener Freund, schrieb mir einst einen seiner Zeit von mir veröffentlichten Brief mit der Ueberschrift:

»Wie viele Secunden braucht ein französischer Schriftsteller, um im Auslande bekannt zu werden, und wie viele Jahrhunderte dauert es, bis ein ausländischer Schriftsteller in Frankreich bekannt wird?«

Puschkin, der 1837 im Duell fiel, ist in Rußland so populär wie Schiller in Deutschland, in Frankreich aber kaum dem Namen nach bekannt. Er ist aber doch ein großes Dichtertalent, geistvoll, originell, Meister der Sprache, voll patriotischer Begeisterung. Abgesehen von dem Fabeldichter Krylow, hatte Rußland vor Puschkin nicht die Kraft gehabt, ein nationales Genie hervorzubringen.

Ein Volk ist geistig erst dann den Nationen beizuzählen, wenn es eine eigene Literatur hat: die geistige Aera Rußlands beginnt mit den Fabeln Krylow's und mit den Poesien Puschkin's.

Rußland hat jetzt wirkliche Nationaldichter: Krylow, Puschkin, Lermontow, Nikrasow, die Gräfin Rostopschin und

Andere. Die Romandichtung ist würdig vertreten durch Pisenski, Turgenew, Gregorowitsch, Tolstoi, Stschedrin, Jadowskaja, Stanitzki.

Mit dem Regierungsantritt Alexanders II. beginnt Rußlands Freiheit, es wird nun auch wohl seinen Geschichtschreiber finden.

Alexander Sergejewitsch Puschkin, geboren 1799 im Gouvernement Pskow, war der Sohn eines Gutsbesitzers und mütterlicherseits ein Enkel des Negers Hannibal, der sich unter der Regierung Peters des Großen zum General emporschwang.

Hannibal wurde als ganz junger Mensch an der Küste von Guinea gefangen genommen und auf ein Sclavenschiff geschleppt. Als dasselbe schon mehr als zwanzig Seemeilen von der Küste entfernt war, sprang Hannibal über Bord: der Unglückliche hatte keine Hoffnung zu entkommen, er sah nur in dem Tode seinen Retter.

Aber auch diese letzte Hoffnung ward getäuscht; eine in aller Eile ausgesetzte Schaluppe holte ihn ein und fing ihn auf; er wurde in Ketten gelegt, wieder an Bord geschleppt und in Holland verkauft.

Peter I. sah den jungen Neger zu Amsterdam. Man erzählte ihm die Leidensgeschichte Hannibals. Durch diesen Freiheitsdrang gerührt, kaufte der Zar den Neger, nahm ihn mit nach Rußland und sorgte für seine Ausbildung. Hannibal wurde in der Folge General, und ist als Gründer der russischen Artillerie zu betrachten.

Der Fürst Peter Dolgoruki behauptet in seinen Nachweisungen über die angesehensten Familien Rußlands, unser Dichter stamme von dem im dreizehnten Jahrhundert aus

Deutschland nach Rußland gekommenen Hause Puschkin ab, welches, in zwei Linien getheilt, seinem neuen Vaterlande im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert mehre Bojaren gegeben habe. Wir glauben es nicht. Vielleicht haben diese Familien die Verwandtschaft Puschkin's in Anspruch genommen, um durch seinen literarischen Ruhm ihren historischen Glanz zu erhöhen; aber sicherlich war bei Lebzeiten des Dichters von dieser Verwandtschaft keine Rede. Puschkin würde gewiß davon gesprochen haben, als ihm der Journalist Bulgarin seine niedrige Geburt zum Vorwurf machte. Er antwortete mit einem Epigramm, welches an Béranger's: »Je suis vilain« erinnert. Wir geben dasselbe in möglichst wörtlicher Uebersetzung wieder:

Herr Bulgarin, der unter die Zeloten
Mich zählt, erklärt, mein Ahnherr Hannibal
Sey einst von einem russischen Piloten
Für ein Glas Rum gekauft am Senegal.
Es ist die Wahrheit; doch er hat verschwiegen,
Daß der Pilot, den Gott nach vielen Siegen
Für Rußlands Schiff erkor, mit starker Hand
Das Steuer führte von dem Türkenland
Bis nordwärts, wo die letzten Städte liegen.

Puschkin trat 1811 in das eben gegründete Lyceum zu Zarkoe-Selo. Noch vor seinem Austritt aus dieser Anstalt, im Jahre 1818, dichtete er seine Ode an die Freiheit, die er dem Kaiser Alexander in den Wagen warf.

Der Kaiser las das Gedicht, welches im Grunde eine Majestätsbeleidigung enthält; aber der gebildete, gütige Monarch mochte wohl den großen Dichtergenius erkennen, der aus diesen ungedruckt gebliebenen Strophen sprach. Puschkin

wurde weder verhaftet noch vor Gericht gestellt; er erhielt nur den Befehl, Zarskoe-Selo zu verlassen und sich in das Haus seines Vaters zu begeben.

Einige andere Gedichte von allzu kühner Begeisterung hatten einige Zeit nachher seine Verbannung in den Kaukasus zur Folge.

Bei uns wird der Befehl, mit dem Gewehr in der Hand sein Leben zu wagen, keineswegs als Strafe, sondern als eine Gunst angesehen.

Die poetische Stimmung und die geistige Kraft Puschkin's wurde durch die großartige Gebirgsnatur, die brausenden Wasserfälle, die beschneiten Bergspitzen, das schimmernde Meer noch bedeutend erhöht. Der Aufenthalt in Kaukasien wirkte entscheidend auf ihn: er wurde dort der Dichtergenius, den Rußland bewundert.

Dort, in der weiten Ferne, in den tiefen, düsteren Schluchten des Tarek, an den Ufern des Kaspisees streute er seine Gedichte aus, und der von Asien her wehende Wind trieb sie bis Moskau, bis Petersburg.

Damals erschien sein »Gefangener im Kaukasus«, eine mit Recht vielbewunderte Dichtung, welche dem »Korsar« und »Giaur« Byron's an die Seite zu stellen ist. Byron, dessen Einfluß auf seine ersten Dichtungen nicht zu verkennen ist, war sein Vorbild, das er wirklich ereichte.

Der Dichtergenius Puschkin's war sein Fürsprecher bei dem Kaiser, und der Exilirte erhielt die Ermächtigung, sich wieder zu seinem Vater zu begeben.

Während er sich in seinem Geburtsorte befand, entspann sich die bekannte große Verschwörung, deren Häupter Rylejew, Murawjew Apostol und die Brüder Bestuschew waren. Ryle-

jew versuchte ihn zur Theilnahme zu bewegen, aber Puschkin, der an das Gelingen nicht glauben mochte, verweigerte seine Theilnahme. Aber am 5. oder 6. December reiste er, mit einem geborgten Reisepaß versehen, in einer Postchaise ab, um sich nach Petersburg zu begeben.

Als er kaum drei Werste zurückgelegt hatte, lief ein Hase über den Weg. Dies wird in Rußland, dem abergläubigsten Lande der Welt, für eine unglückliche Vorbedeutung gehalten; wenigstens sieht man es als eine Warnung an.

Puschkin, obgleich keineswegs frei von Aberglauben, ließ sich doch nicht abschrecken. »Vorwärts!« rief er dem Postillon zu, der sich fragend umsah.

Der Postillon gehorchte.

Als er wieder drei oder vier Werste gefahren war, wiederholte sich die gleiche üble Vorbedeutung: es lief wieder ein Hase über den Weg.

Puschkin war eine kleine Weile unschlüssig. Der Postillon hielt wieder an und sah sich um.

»Ich kehre um,« sagte der Poet endlich; »die kürzesten Thorheiten sind die besten.«

Diesem Umstande verdankte er aller Wahrscheinlichkeit nach seine Freiheit, vielleicht sein Leben. Nach den Decemberereignissen wäre er in Petersburg verhaftet und entweder mit Rylejew hingerichtet, oder mit Trubetzkoi nach Sibirien verbannt worden.

In Pskow erfuhr er den Tod und die Verbannung der Verschwornen, unter denen er mehre Freunde zählte. In der Aufregung, in die ihn diese Nachricht versetzte, ergriff er die Feder und schrieb ein beißendes Epigramm. Ob der Kaiser Nicolaus davon Kenntniß bekam, mag dahingestellt bleiben;

genug. Puschkin erhielt noch vor dem Ende des Decemberprozesses seine völlige Freiheit wieder. Der Brief, in welchem er jede Theilnahme an der Verschwörung ablehnte, war unter den Papieren der Verurtheilten aufgefunden und dem Kaiser vorgelegt worden. Der Beweggrund dieser Weigerung wurde wohl keiner genauen Prüfung unterzogen, und der Monarch mochte sich nach so vielen strengen Strafen wohl freuen, eine Gnade bewilligen zu können.

Als Puschkin den Befehl erhielt, sich nach Petersburg zu begeben, fürchtete er das Schlimmste. Vielleicht mißbilligte der Kaiser Nicolaus die von Alexander geübte Milde; vielleicht sollte der Dichter erst jetzt für seine Ode büßen. Oder sein neues Epigramm war bekannt geworden, und dies war noch mehr zu fürchten.

Ein Befehl des Kaisers war indeß nicht zu umgehen. Puschkin reiste nach Petersburg und fand daselbst zu seinem größten Erstaunen einen sehr huldvollen Empfang. Der Kaiser ernannte ihn zum Historiographen Rußlands und gab ihm den Auftrag, die Geschichte Peter des Großen zu schreiben.

Allein in seiner wunderlichen Poetenlaune schrieb er nicht das ihm aufgetragene Werk, sondern eine »Geschichte der Verschwörung Pugatschew's,« ein Werk, welches selbst von einem Russen nicht sehr günstig beurtheilt wird.

Die Gunst des Kaisers Nicolaus änderte indeß nichts an den Meinungen und Sympathien Puschkin's; weit entfernt seine nach Sibirien verbannten Freunde zu vergessen, schickte er ihnen bei jeder Gelegenheit einige bedauernde oder ermunternde Strophen zu.

Die vormaligen Zöglinge von Zarskoe-Selo versammelten sich alljährlich zu einem Festmahl, welches zur Feier der

Gründung des Lyceums veranstaltet wurde, um zugleich die unter den Jünglingen geschlossene Freundschaft wieder neu zu beleben.

Vier der gefeiertsten Zöglinge, die mit Puschkin zugleich ausgetreten waren, fehlten bei dem Festmahl: Einer derselben diente in der kaukasischen Armee, ein Anderer machte als Marineoffizier die Reise um die Welt, die beiden Letzten schmachteten als Theilnehmer an der Decemberverschwörung in den sibirischen Bergwerken.

Puschkin stand auf, hob sein Glas und improvisirte folgenden Toast, der ihn selbst leicht nach Sibirien hätte bringen können:

Gott sey mit Euch, liebe Freunde,
In der Liebe schönen Tagen,
Bei den festlichen Gelagen,
Wo die Freude winkt!

Gott sey mit Euch, liebe Freunde,
Wenn die bitt're Thräne blicket,
In Verbannung, Kerkernacht.
Er sey mit Euch in der Schlacht,
In dem tiefen, dunkeln Schacht!

Tiefe Stille folgte diesem letzten Verse; dann erdröhnte der Saal plötzlich von lautem Bravoruf.

Unter den sechzig Zöglingen, die dem Festmahl beiwohnten, war nicht ein einziger Angeber.

Einst trat Puschkin ganz unvermuthet in das Zimmer eines Freundes, der eben an einen nach Sibirien verbannten Decembristen schrieb. Er nahm die Feder und schrieb ein herrliches Gedicht voll Energie und Begeisterung nieder. Die-

jes Gedicht konnte aus sehr naheliegenden Gründen nicht gedruckt werden, wurde aber, wie viele andere, in zahlreichen Manuscripten verbreitet, und trug nicht wenig bei, den Namen des Dichters immer populärer zu machen.

Inzwischen vermälte sich Puschkin mit einem schönen Mädchen, das er zärtlich liebte. In der ersten Zeit seiner Ehe und seines Glückes gab er viele, meistens lyrische Gedichte heraus. Aber obgleich die Lyrik seinem Dichtergenius am meisten zusagte, so wußte er sich doch in jede Form zu fügen, oder vielmehr seine geistige Kraft war so groß, daß er mit Leichtigkeit Alles in die gewählte Form zu bringen wußte.

Wir fügen noch ein paar Proben seiner kürzern Gedichte hinzu, von deren Geist und vollendet schöner Form eine Uebersetzung freilich nur einen unvollständigen Begriff gibt.

Hier ist ein Epigramm:

An **.

Heirate nur die schöne Herzogin,
Du bist ja reich, dein Gold wird sie beglücken.
Wie werden Dir, ist sie erst Siegerin,
Die Hörner stehen zum Entzücken!

Und ein Madrigal:

Was soll ich aus dem Stegreif schreiben?
Ohn' darn zu denken, schreib' ich nieder,
Daß Du die Schönste stets wirst bleiben.

Und nicht vergessen kann ich's dann,
Ich sag' es immer wieder
Und denke viel daran.

Wie glücklich er auch den volksthümlichen Ton anschlug, zeigt folgendes Gedicht:

Die beiden Raben.

Durch den Wald ein Rabe fliegt
Und zu einem andern spricht:
Hör', Du bist doch sonst so weise,
Woher nehmen wir heut' Speise?

Und der andre Rabe spricht:
Heute fehlt's an Futter nicht:
Drüben liegt in prächt'gem Kleide
Todt ein Ritter auf der Heide.

Wer beging die grause That?
Wer verübte den Verrath?
Nur sein Rappe könnte sagen,
Und sein Weib, wer ihn erschlagen.

Auch der Falk, den trug sein Herr,
Könnt' erzählen wohl die Mähr';
Doch er ist davongeflogen
Und der Mörder fortgezogen.

Auf des Ritters schwarzem Roß,
Und daheim in ihrem Schloß
Harrt die Frau — doch nicht des Gatten,
Sondern deß, der ihn verrathen.

Wir werden später vielleicht noch Gelegenheit finden, Einiges aus seinen Gedichten mitzutheilen.

Puschkin hat auch, außer der oben erwähnten Geschichte der Verschwörung Pugatschew's, einige Bände in Prosa hinterlassen, größtentheils Erzählungen und Novellen enthal-

tend, unter denen »Pique-Dame« und »Die Capitänstochter« auch im Auslande eine ziemlich starke Verbreitung gefunden haben.

Er hatte sich zu einer in Rußland beispiellosen Popularität aufgeschwungen, als das Ereigniß eintrat, welches ihn im Alter von achtunddreißig Jahren dahinraffte.

Die russische Aristokratie war sehr eifersüchtig auf Puschkin, der sich einen Ruhm geschaffen hatte, durch welchen der Glanz der angesehensten Adelsfamilien weit überstrahlt wurde. In Kriegszeiten beherrschen die Leierklänge des wahrhaft populären Dichters selbst das Geklirr der Waffen; in Friedenszeiten erklingen seine Lieder und finden einen Wiederhall in allen Herzen.

Man speculirte auf dieses tieffühlende Herz in welchem noch afrikanisches Blut pulsirte; brechen konnte man es nicht, es sollte wenigstens bluten.

Es vergingen wenige Tage, ohne daß Puschkin einen anonymen Brief erhielt. Diese anonymen Briefe hatten den Zweck, die Treue seiner Frau zu verdächtigen, und den Verdacht auf einen jungen Franzosen, Namens Dantès, der Puschkin's Haus besuchte, zu lenken.

Puschkin gab dem Franzosen zu verstehen, daß er seine Besuche nicht gern sehe. Dantès stellte nun seine Besuche ein.

Eine Zeit lang ging Alles gut; aber eines Abends, als Puschkin nach Hause kam, begegnete ihm Dantès auf der Treppe.

Dieses Mal übermannt ihn der Zorn; ohne ein Wort zu sagen, faßt er den jungen Mann bei der Gurgel und will ihn erwürgen.

Dantès, der sich wehrt, spricht einige abgebrochene

Worte, und Puschkin glaubt zu verstehen, daß er nicht seine Frau, sondern deren Schwester besuche.

»Es gibt nur Ein Mittel mir zu beweisen, daß Sie nicht lügen,« sagte Puschkin.

»Nennen Sie mir dieses Mittel.«

»Sie lieben die Schwester meiner Frau?«

»Ja.«

»So heiraten Sie sie.«

»Ich bitte um die Hand Ihrer Schwägerin,« erwiedert Dantès; »haben Sie die Güte, meinen Antrag den Eltern mitzutheilen.«

Einen Monat nachher verheiratet sich Dantès mit dem Fräulein von Gantschewna, der Schwägerin Puschkin's.

Dantès hatte dadurch seine Schuldlosigkeit bewiesen. Puschkin's Frau war über jeden Argwohn erhaben. Der ganze Streit wäre beigelegt gewesen, wenn es ein unbekannter Bösewicht nicht auf das Verderben des Dichters abgesehen hätte. Es kamen wieder anonyme Briefe, welche behaupteten, die Heirat sey nur ein schändlicher Deckmantel für die verbrecherische Neigung des Franzosen.

Puschkin verbiß einige Monate lang den in seinem Herzen kochenden Zorn; endlich aber vermochte er den Anblick seines Schwagers nicht mehr zu ertragen und erklärte ihm, er müsse Rußland verlassen oder sich mit ihm schlagen.

Dantès bot Alles auf, um Puschkin zu beruhigen, aber dieser war wie rasend: er drohte mit einer öffentlichen Beschimpfung, die ihm nur die Wahl zwischen einem Duell und der Schande lassen würde.

Dantès bat Puschkin, das Duell wenigstens um vierzehn Tage zu verschieben; er hoffte, Puschkin werde sich in

dieser Zwischenzeit beruhigen und seinen furchtbaren Entschluß aufgeben.

Puschkin bewilligte den Aufschub; aber am Morgen des fünfzehnten Tages um acht Uhr begab sich sein Secundant, der damalige Oberstlieutenant und jetzige General Dauzas, zu Dantès.

Dieser machte noch einmal einen Versuch, Puschkin zu versöhnen; ungeachtet seines Muthes hatte er doch eine unüberwindliche Abneigung gegen diesen unsinnigen Zweikampf.

Endlich mußte er nachgeben, Puschkin hatte seinem Secundanten die strengsten Weisungen gegeben.

Man wählte Pistolen, eine andere Waffe war dort nicht üblich. Auch Lermontow schlug sich auf Pistolen; eine Kugel tödtete diesen andern Dichter, der Puschkin's Genius geerbt hatte.

Noch denselben Tag begaben sich die beiden Gegner, von ihren Secundanten und Zeugen begleitet, auf den Kampfplatz, den man jenseits der Newa, in einem unweit der letzten Häuser befindlichen Gehölz gewählt hatte.

Die Pistolen wurden unter Puschkin's specieller Aufsicht geladen; der rasende Mensch wollte sich überzeugen, daß die Kugeln wirklich in die Läufe gethan wurden. Die Secundanten maßen dreißig Schritte ab; die Gegner konnten je zehn Schritte auf einander zugehen, so daß also die Schußweite zehn Schritte betrug.

Dantès blieb auf seinem Platz stehen; er schoß, während Puschkin noch auf ihn zuschritt.

Puschkin hatte acht Schritte gemacht, Dantès schoß also auf zweiundzwanzig Schritte.

Puschkin fiel; aber er stand sogleich wieder auf und schoß ebenfalls.

II.

Dantès erwartete den Schuß, indem er das abgeschossene Pistol vor das Gesicht hielt.

Puschkin's Kugel drang ihm durch das Fleisch des Vorderarms und nahm ihm einen Rockknopf weg.

»Weiter!« sagte Puschkin.

Aber kaum hatte er dieses Wort gesprochen, so schwanden seine Kräfte und er fiel zum zweiten Male nieder.

Dantès wollte sich ihm nähern, aber der Haß wollte dem Schmerze der Wunde nicht weichen. Puschkin wehrte mit der Hand ab.

Dantès trat zurück.

Die beiden Secundanten untersuchten nun Puschkin's Wunde. Die Kugel war an der rechten Seite zwischen den kurzen Rippen und der Leber eingedrungen, und steckte in den Eingeweiden.

Man trug Puschkin in den Wagen und brachte ihn nach Hause.

Es war sechs Uhr Abends. Sein Diener empfing ihn aus den Händen des Oberstlieutenants Dauzas, nahm ihn auf den Arm und trug ihn die Treppe hinauf.

»In mein Arbeitszimmer,« sagte Puschkin auf Befragen des Dieners; »und nimm Dich in Acht, daß Dich meine Frau nicht sieht.«

Frau Puschkin wußte nichts von dem Duell.

Puschkin wurde in sein Arbeitszimmer getragen. Er stand, auf eine Stuhllehne gestützt, während man ihm die blutigen Kleider auszog und reine Wäsche anzog. Dann legte er sich auf den Divan.

Während sein Diener eine Decke über ihn ausbreitete, hörte und erkannte Puschkin die Fußtritte seiner Frau.

»Komm nicht herein!« rief er ihr zu; »es ist Jemand bei mir.«

Aber sie hatte Verdacht und trat ein, ohne das Verbot zu beachten.

»Mein Gott! was fehlt Dir denn?« fragte sie, als sie sein bleiches Gesicht sah.

»Ich fühle mich unwohl und haben mich auf den Divan gelegt,« antwortete Puschkin.

»Soll ich einen Arzt holen lassen?«

»Ja, schreibe ein paar Zeilen an Ahrendt.«

Frau Puschkin entfernte sich.

Während sie abwesend war, gab Puschkin seinem Diener die nöthigen Weisungen. Wenn er den Doctor Ahrendt nicht zu Hause fände, sollte er zu Scholz und Sattler, zwei anderen ihm bekannten Aerzten, gehen, und außerdem zwei Freunde, den Dichter Jankowski und den Doctor Dahl rufen. Der Letztere war Arzt und Schriftsteller.

Der Diener traf nur Scholz und Sattler zu Hause. Beide erschienen sogleich.

Der Oberstlieutenant Dauzas führte Frau Puschkin hinaus und die beiden Aerzte untersuchten die Wunde.

»Ich habe große Schmerzen,« sagte Puschkin, indem er sich mit Mühe so drehte, daß die Wunde sichtbar wurde.

Sattler entfernte sich, um ein chirurgisches Besteck zu holen.

»Was halten Sie von meinem Zustande?« fragte der Verwundete den Doctor Scholz. »Reden Sie ganz offen.«

»Ich kann Ihnen nicht verhehlen,« antwortete der Arzt, »daß Ihr Zustand gefährlich ist.«

»Sagen Sie nur gerade heraus: ich bin verloren, nicht wahr?«

»Wenn der Augenblick gekommen ist, werde ich es für meine Pflicht halten, Ihnen nichts zu verhehlen. Wir wollen Ahrendt erwarten, er wird wahrscheinlich meine Ansicht theilen.«

»Ich danke Ihnen,« sagte Puschkin in französischer Sprache; »Sie handeln als Ehrenmann. Ich muß meine Angelegenheiten ordnen.«

»Wünschen Sie nicht einige Ihrer Verwandten oder Freunde zu sehen?« fragte der Arzt.

Puschkin antwortete nicht. Er wandte sein Gesicht gegen seine Bibliothek.

»Lebet wohl, ihr lieben Freunde,« sagte er in russischer Sprache, ohne daß man wußte, ob er von seinen lebenden oder todten Freunden Abschied nahm.

Nach einer kleinen Weile fragte er:

»Glauben Sie, daß ich noch eine Stunde leben werde?«

»O gewiß; ich fragte Sie nur, weil ich glaubte, Sie würden gern einige Ihrer Angehörigen und Freunde bei sich sehen — Herrn Plettniew zum Beispiel, er ist hier.«

»Ja,« antwortete Puschkin, »aber vor Allen möchte ich Jankowski sprechen. — Geben Sie mir Wasser,« setzte er hinzu, »ich werde ohnmächtig.«

Der Arzt untersuchte seinen Puls; die Hand war kalt, der Puls matt und rasch.

Er ging hinaus, um einen Trank zu bereiten. Während er damit beschäftigt war, kam Sattler mit seinen chirurgischen Instrumenten zurück und brachte einen Arzt Namens Salomon mit.

Inzwischen kam der Doctor Ahrendt, der nach der Untersuchung der Wunde sogleich erkannte, daß keine Hoffnung vorhanden sey. Er verordnete Eisumschläge und kühlende Getränke. Diese Behandlung hatte den erwarteten Erfolg: der Verwundete wurde ruhiger.

Bald erschien der Hausarzt Sparski, dem nun der Verwundete übergeben wurde. Die übrigen Aerzte, durch die anerkannte Geschicklichkeit ihres Collegen beruhigt, entfernten sich.

»Ich befinde mich sehr schlecht, lieber Sparski,« sagte Puschkin zu seinem Hausarzt, mit dem er innig befreundet war.

Der Doctor suchte ihn zu beruhigen, aber Puschkin machte eine verneinende Handbewegung.

Von diesem Augenblicke an schien er nicht mehr an sich, sondern nur noch an seine Frau zu denken.

»Vor Allem,« sagte er zu dem Arzt, »machen Sie ihr nicht zu viel Hofinung. Verhehlen Sie ihr meinen Zustand nicht; Sie wissen ja, daß sie keine Selbstbeherrschung besitzt. Mit mir machen Sie was Sie wollen; ich willige in Alles, bin zu Allem bereit.«

Ohne die Größe der Gefahr zu kennen, war Frau Puschkin doch in einer leicht begreiflichen Bestürzung. Obschon

sie sich keiner Schuld bewußt war, wußte sie recht gut, daß sie die unfreiwillige Ursache des Duells war.

Von Zeit zu Zeit kam sie leise in das Zimmer ihres Mannes. Dieser hatte das Gesicht gegen die Wand gekehrt und konnte sie nicht sehen; aber so oft als sie kam, schien der Verwundete ihre Anwesenheit zu ahnen. Dann sagte er leise zu dem Doctor:

»Meine Frau ist hier — ich bitte Sie, führen Sie sie hinaus.«

Er wollte nicht, daß sie seine Schmerzen sehe.

»Das arme Weib!« sagte er einmal zu dem Doctor; »man wird sie arg verleumden — sie ist aber doch ganz schuldlos.«

Alles dies sagte er mit so ruhigem Tone, als ob er nicht im mindesten krank gewesen wäre; denn mit Ausnahme einiger Stunden der ersten Nacht, in denen die Schmerzen das Maß der menschlichen Kräfte überschritten, war er außerordentlich gefaßt.

»Ich habe zwanzig Schlachten beigewohnt,« sagte der Doctor Ahrendt nachher oft, »ich habe viele Menschen sterben sehen, aber keiner hatte diesen Muth.

Puschkin war von reizbarem, jähzornigem Temperament: sobald aber die ersten heftigen Schmerzen vorüber waren, wurde er ein ganz anderer Mensch. Das Ungewitter, welches durch sein ganzes Leben in ihm getobt hatte, schien spurlos verschwunden. Er sprach kein Wort, das an seine frühere Ungeduld erinnert hätte. Als ob er schon über alle irdischen Leidenschaften erhaben gewesen wäre, schien er sogar seinen Haß vergessen zu haben. Gretsch und Bulgarin hatten ihn in ihren Journalen angegriffen, und fast immer hatte er diese Angriffe

mit Ingrimm beantwortet. Mitten in seinen Schmerzen erinnerte er sich, daß er Tags vorher die Anzeige von dem Tode des jungen Gretsch erhalten hatte.

»Wenn Sie Gretsch sehen,« sagte er zu seinem Arzt, »so grüßen Sie ihn von mir und sagen Sie ihm, daß ich den herzlichsten Antheil an seinem Unglück nehme.

Man fragte ihn, ob er beichten und das heilige Abendmahl nehmen wolle. Er willigte in Alles. Er fragte seinen Arzt, ob er glaube, daß er bis zum andern Mittag leben werde, und auf die bejahende Antwort ließ er früh um sieben Uhr den Priester kommen.

Nach Erfüllung seiner religiösen Pflichten schien Puschkin wo möglich noch heiterer und ruhiger zu werden. Er bat seinen Arzt, ihm einige Papiere zu reichen. Diese Papiere verbrannte er.

Dann rief er den Oberstlieutenant Dauzas, der in der Früh gekommen war, und ersuchte ihn, einige Schulden aufzuzeichnen. Diese Arbeit erschöpfte seine Kräfte dergestalt, daß er nicht einmal einen Versuch machte, seine letztwilligen Anordnungen zu treffen. Er glaubte, es gehe mit ihm zu Ende, und er ließ seine Frau kommen.

Der nun folgende Auftritt war über alle Beschreibung schmerzlich.

Puschkin wünschte seine Kinder zu sehen. Sie schliefen noch und sie wurden noch schlaftrunken zu ihrem Vater geführt. Er betrachtete sie lange eines nach dem andern, legte ihnen die Hand auf den Kopf und segnete sie. Dann entließ er sie mit einer Handbewegung, denn er fühlte, daß die heftige Gemüthsbewegung seine Kräfte vollends erschöpfte.

Als die Kinder fort waren, fragte er die beiden anwesenden Freunde:

»Wer ist da?«

Man nannte den Dichter Jankowski und den Fürsten Wiasinski.

»Rufen Sie sie,« sagte er mit matter Stimme.

Er reichte seinem Freunde Jankowski die kalte Hand. Dieser zog sie an seine Lippen und küßte sie.

Jankowski wollte sprechen, aber er konnte nicht. Er wandte sich ab, um dem Sterbenden seine Thränen zu verbergen.

Puschkin rief ihn zurück.

»Sage dem Kaiser,« lispelte er kaum vernehmbar, »daß ich ungern aus dem Leben scheide; ich würde es ihm gewidmet haben. Sage ihm, daß ich ihm eine recht lange, sorgenfreie Regierung und viel Glück in seinen Kindern wünsche.«

Dann nahm er Abschied von dem Fürsten Wiasinski.

In diesem Augenblicke kam der berühmte Violoncellist Wielgorski, Ceremonienmeister am russischen Hofe, um ihm noch einmal die Hand zu drücken.

Puschkin reichte ihm schweigend die Hand; er lächelte, aber sein Blick schien bereits in die Ewigkeit hinüber zu reichen.

Dann fühlte er sich selbst an den Puls und sagte zu dem Doctor:

»Da kommt der Tod.«

Es kam nun auch Alexander Turgenew, der Oheim des bekannten Schriftstellers Iwan Turgenew. Aber Puschkin sprach nicht mit ihm und winkte ihm mit der Hand ein Lebewohl zu. Dann

sagte er mit großer Anstrengung, aber ohne sich an Jemand zu wenden:

»Frau Karamsin!« *)

Sie war nicht da. Man ließ sie kommen. Die Abschiedsscene war sehr kurz; aber als sich die Dame entfernte, rief er sie zurück und sagte:

»Katharina Alexiewna, machen Sie das Zeichen des Kreuzes über Ihren Freund.«

Frau Karamsin segnete den Verwundeten, der ihr die Hand küßte.

Eine Dosis Opium, die er nun nahm, gab ihm einige Ruhe wieder; einige erweichende Umschläge, die auf die Wunde gelegt wurden, milderten die Entzündung.

Puschkin war sanft und geduldig wie ein Kind geworden; er war seinen Wärtern behilflich, ohne eine Klage laut werden zu lassen, so daß er sich dem Anschein nach besser befand.

So fand ihn der bereits genannte Doctor Dahl.

Diesen Freund hatte Puschkin schon seit dem vorigen Abend erwartet.

»Es ist Zeit, daß Du kommst,« sagte er, ihm lächelnd die Hand reichend; »ich bin sehr krank.«

»Wir Alle hoffen,« antwortete Dahl; »warum gibst Du denn allein die Hoffnung auf?«

Puschkin schüttelte den Kopf.

»Nein,« sagte er, »die irdischen Dinge sind für mich nicht mehr vorhanden. Es geht mit mir zu Erde. Es scheint, daß es so kommen mußte.«

*) Witwe des berühmten Geschichtschreibers Nikolai Michaelowitsch Karamsin.

Puschkin bemerkte, daß Dahl minder traurig war als die Andern; er faßte seine Hand und fragte:

»Ist Niemand hier?«

»Nein,« antwortete Dahl.

»Dann sage mir, ob ich bald sterben werde.«

»Sterben! Was fällt Dir ein? Wir haben die beste Hoffnung.«

Ein unbeschreiblich wehmüthiges Lächeln spielte um Puschkin's Lippen.

»Ihr habt noch Hoffnung?« sagte er; »ich danke Euch.«

Dahl blieb die ganze Nacht vor seinem Bett, während Jankowski, Wiasinski und Wielgorski im Nebenzimmer blieben. Der Verwundete hielt fast beständig Dahl's Hand gefaßt, aber er sprach nicht mehr, von Zeit zu Zeit nahm er ein Glas, benetzte seine Lippen mit dem kalten Wasser, oder rieb sich die heißen Schläfe mit Eis. Die Umschläge auf der Wunde wechselte er selbst und ungeachtet der furchtbaren Schmerzen ließ er keine Klage laut werden. Nur einmal sagte er, die Arme hinter den Kopf legend:

»O! wie schrecklich ist dieser Zustand! Mein Herz scheint zu bersten — kann es denn nicht ganz brechen?«

Bald nachher fragte er:

»Wer ist bei meiner Frau?«

»Viele brave Freunde, die an deinen Leiden innigen Antheil nehmen. Das Vorzimmer und der Salon sind ganz voll.«

»Ich danke,« antwortete Puschkin. »Sage meiner Frau, es sey Alles gut — sie könnte sonst glauben, es stehe schlimmer mit mir, als wirklich der Fall ist.«

Die Anzahl der Personen, die entweder persönlich erschienen oder sich nach Puschkin's Befinden erkundigen ließen, war in der That so groß, daß die Vorzimmerthür jeden Augenblick geöffnet und wieder geschlossen wurde.

Dieses Geräusch belästigte den Verwundeten. Man verschloß diese Thür und öffnete eine andere, die zur Küche führte. So kamen nur die vertrautesten Freunde in das Speisezimmer.

Einmal fragte Puschin: »Wie viel Uhr ist es?«

»Zehn Uhr Abends,« antwortete Dahl.

»Habe ich noch lange — zu leiden?« fragte der Verwundete. »Mein Gott! wann wird es ein Ende nehmen?«

Er richtete sich auf, sank aber todesmatt und in Schweiß gebadet auf sein Lager zurück.

Wenn ihn der Schmerz überwältigte, so winkte er mit der Hand und ächzte leise.

»Armer Freund,« sagte Dahl, »Du mußt leider das Unvermeidliche ertragen. Aber schäme Dich deiner Schmerzen nicht; klage und jammere laut, das wird Dich erleichtern.«

»Nein,« antwortete der Verwundete, »meine Frau würde es hören, und es wäre lächerlich, wenn der alberne Schmerz stärker wäre als mein Wille.«

Gegen fünf Uhr Früh wurden die Schmerzen heftiger, und die Unruhe ging in den Todeskampf über. Die Aerzte erklärten, daß es zu Ende gehe. Der Puls war sehr matt geworden, die Hände waren kalt, die Augen geschlossen. Der Sterbende regte die Arme nur noch, um Eis zu nehmen und sich die Stirn damit zu reiben.

Erst um zwei Uhr Nachmittags schlug er die Augen auf und verlangte eingesottenes Obst.

»Rufe meine Frau,« sagte er, »sie soll mir die Labung reichen.«

Sie kam, kniete vor dem Verwundeten nieder, reichte ihm ein paar Löffel voll und legte ihre Wange an die seinige.

Puschkin strich liebkosend ihr Haar und sagte: »Es geht besser — es hat nichts zu bedeuten.«

Die junge Frau ließ sich durch sein heiteres Gesicht und seine ruhige Stimme täuschen. Sie verließ ziemlich gefaßt das Zimmer.

»Es geht ihm besser,« sagte sie zu dem eben ankommenden Doctor Sparski; »Gott sey Dank! er wird nicht sterben.«

Aber während sie dies sagte, erschien der Tod, seine Beute zu holen.

Auf die Versicherung, daß sich Puschkin besser befinde, kamen seine vertrautesten Freunde herein.

»Der Todeskampf beginnt,« flüsterte ihnen Dahl zu.

»Hebe mich doch auf,« sagte Puschkin, in seinem Delirium die Hand Dahl's fassend. »Hinauf! hinauf!«

Er verlor das Bewußtseyn. Als er nach einer Weile wieder zu sich selbst kam, setzte er auf seine Bibliothek zeigend hinzu:

»Es war mir, als ob ich mit Dir dort hinaufstieg — bis ganz oben hinauf — da schwindelte mir der Kopf —«

Einige Zeit nachher suchte er, ohne die Augen zu öffnen, die Hand seines Freundes und sagte:

»Komm — halte mich — richte mich doch auf!«

Dahl umfaßte ihn nun mit beiden Armen und hob ihn auf.

Diese Bewegung schien ihn aus seiner Betäubung zu

wecken; er machte die Augen weit auf und sein Gesicht nahm einen verklärten Ausdruck an.

»Es ist aus — ich scheide!« sagte er. Dann sank er auf das Kissen zurück und setzte leise hinzu: »Ich ersticke!«

Dies waren seine letzten Worte.

Der bisher ruhige Athem wurde schwer und hörte plötzlich ganz auf.

Tiefe Stille herrschte unter den Umstehenden, die den Doctor Dahl fragend ansahen.

»Er hat ausgelitten,« sagte dieser.

Es war am 29. Januar 1837, um drei Uhr Nachmittags — Puschkin war noch nicht achtunddreißig Jahre alt.

* * *

Jankowski ließ noch denselben Tag das Gesicht seines verewigten Freundes in Gyps abdrucken. Der Tod hatte den Ausdruck der Züge noch nicht verändert; sie boten den Anblick eines ruhigen, majestätischen Schlummers.

Einige Damen blieben beständig bei der Witwe. Die Männer trafen die Vorkehrungen zum Begräbniß.

Am andern Morgen wurde der Leichnam von Dahl, Jankowski, Wielgorski und Turgenew in den Sarg gelegt und Abends in die Kirche getragen.

Während der Sarg im Sterbehause ausgestellt war, kamen mehr als zehntausend Personen, um dem Todten noch einen Besuch zu machen. Viele Thränen flossen, denn Einige hatten einen lieben Verwandten, Viele einen Freund, Alle einen großen Dichter verloren.

Der Seelenmesse, welche am 1. Februar celebrirt

wurde, wohnten die russischen und auswärtigen Minister und der in Petersburg anwesende Adel bei. Dann wurde der Sarg bis zum Begräbniß in einer Gruft aufbewahrt.

Am 3. Februar um zehn Uhr Abends versammelte man sich zum letzten Male; nachdem noch eine Seelenmesse gelesen war, stellte man den Sarg auf einen Schlitten. Turgenew allein begleitete den verewigten Dichter zu seiner letzten Ruhestätte.

Puschkin hatte oft den Wunsch ausgesprochen, in einem Kloster, wo seine Mutter ruhte, begraben zu werden. Dieses Kloster ist im Gouvernement Pskow, im Bezirk Aposchkow, vier Werste von dem Dorfe Machailaskoe. Er hatte dort einige seiner poetischen Jugendjahre verlebt.

Am 4. Februar um neun Uhr Abends kam die Leiche nach Pskow, und erreichte am folgenden Abend den Ort ihrer Bestimmung. Während sie in der Kirche ausgestellt blieb, wurde dem Dichter neben dem Grabe seiner Mutter die letzte Ruhestätte bereitet. Am andern Morgen bei Tagesanbruch fand in Gegenwart Turgenew's und der aus der Umgegend herbeigekommenen Landleute die Beerdigung statt.

III.

Ich kann dem Leser eine erfreuliche Nachricht mittheilen: Dandrès war nicht nach Sibirien geschickt, unsere siebenundfünfzig Gepäckstücke waren nicht confiscirt. Nach dreitägigem Warten kam Alles wieder zum Vorschein.

Ich fiel sogleich über meine Bücherkiste her. Die meisten Bücher waren in Rußland verboten, und ich fürchtete, die Zollbeamten hätten sie zu ihrer Privatlectüre zurückbehalten. Aber die Bücherkiste war gar nicht geöffnet worden: das Zollamt hatte Befehl erhalten mein Gepäck nicht zu durchsuchen.

Dandrès' verspätete Ankunft war durch die achtzig Kleider und die sechsunddreißig Hüte der Gräfin veranlaßt worden.

Alles ist endlich glücklich angekommen bis auf den Panamahut des Grafen. Dieser Hut ist, wie alle echten Panamahüte, doppelt, und dieser Dualismus kam den Zollbeamten bedenklich vor: sie meinten, es müßten Brabanter oder französische oder englische Spitzen darin stecken. Sie bohrten den Panamahut an, wie ein Faß Wein oder einen Ballen Kaffeh; Die dadurch entstandenen Löcher machten den unglücklichen Hut unbrauchbar. Der Graf nahm das Malheur als Philosoph und Patriot: er kaufte sich einen in Rußland verfertigten Panamahut.

Die Vorliebe für Strohhüte ist leicht erklärlich: es ist eine Hitze von dreißig Graden im Schatten.

Ich ließ meine drei Gepäckstücke in mein Zimmer bringen. Jetzt bin ich ruhig: ich habe Wäsche und Kleider und kann den Geburtstag meiner Landsmännin mitfeiern.

Alle Sitten und Gebräuche sind hier verschieden von denen anderer Länder. Diesen Morgen gegen sieben Uhr hörte ich gemessene Fußtritte, ähnlich denen einer Patrouille, in Moynet's Zimmer kommen. Die marschirende Truppe stand still und es folgte ein Wortwechsel, der auf der einen Seite in französischer, auf der andern in russischer Sprache geführt wurde.

Moynet glaubte wahrscheinlich, ich schliefe noch, und schien meine Thür zu verbieten. Aber bald glaubte ich zu bemerken, daß er weichen mußte; denn die Fußtritte kamen näher, meine Thür that sich auf und ich sah zehn bis zwölf Mann in rothen Hemden, deren jeder mit einer Maschine und einer Bürste bewaffnet war.

Es waren die Zimmerputzer des Grafen. Sie nahmen sogleich von meinem Zimmer Besitz und legten alle zugleich Hand ans Werk.

Ich flüchtete mich auf einen Stuhl, wie man sich, um den tobenden Wellen zu entgehen, auf einen Felsen flüchtet. Ich mußte mit meinem Stuhl von einer Stelle zur andern wandern; aber nach fünf Minuten glänzte der Fußboden wie ein Spiegel. In Frankreich hätte es länger als eine Stunde gedauert.

Diese militärisch organisirten Zimmerputzer haben ihre Vortheile, aber auch ihre Nachtheile. Der Mutschick hat einen eigenthümlichen Juchtengeruch. Ob der Mutschik dem Leder

seinen Geruch mittheilt oder von dem Leder bekommt, ist ein noch ungelöstes Räthsel.

Genug, mein Zimmer roch stark von Juchten, als die Zimmerputzer fort waren; ich mußte die Fenster öffnen und räuchern, um diesen mir unerträglichen Geruch zu vertreiben.

Dasselbe geschah mit gleicher Schnelligkeit in Moynet's Zimmer und in zwei drei Stunden war das vielleicht zwei Morgen große Erdgeschoß der Villa Besborosko vollständig gewichst. Ein einziger Mann würde zu dieser Riesenarbeit eine Woche gebraucht haben, so daß er gerade zur rechten Zeit mit dem letzten Zimmer fertig wäre, um mit dem ersten wieder anzufangen.

Man hat anderswo keinen Begriff von der Armee von Dienern, die sich in einem vornehmen russischen Hause umtreibt. Oft weiß der Herr vom Hause nicht einmal, aus wie vielen Personen seine Dienerschaft besteht. Die dienstbaren Geister des Grafen bestanden aus etwa achtzig Köpfen. Dazu kommen noch die für die Nacht bestimmten Diener. In der Stadt heißen sie Dworniki; es sind die Pförtner. Auf dem Lande heißen sie Karaulvoi; es sind die Wächter.

In der Stadt schlafen die Pförtner nur eine Nacht um die andere zu Hause; jeder Pförtner verständigt sich mit seinem Nachbar, so daß je ein Pförtner die Aufsicht über zwei Häuser führt.

Er bringt in jedem Wetter die Nacht draußen zu; er muß sich schützen so gut wie er kann, sowohl in den Herbstnächten, wo der Regen in Strömen fließt, als auch in den entsetzlich kalten Winternächten, wo das Thermometer auf fünfundzwanzig, ja dreißig Grade fällt.

In der einen Hand hält er ein Bret, in der andern einen Trommelstock, mit welchem er in einem gewissen Tempo auf das Bret schlägt, um anzuzeigen, daß er wacht und seinen Dienst thut. Zuweilen läßt er das Bret weg und trommelt an den vor den Häusern stehenden hölzernen Säulen. Man wird dadurch jede Stunde geweckt, aber man weiß wenigstens, daß man ruhig schlafen kann, denn der Dwornik wacht.

Der Dwornik ist die nicht von der Regierung, sondern von Privatpersonen bezahlte Polizei.

Diese Einrichtung bietet die Bequemlichkeit daß man mit Hilfe der Dworniki spät Abends leicht ein Haus finden kann. Noch mehr, wenn man in einem Hause zu thun hat und von dem betreffenden Dwornik für respectabel angesehen wird so schließt er die Thür auf, und wenn man mit dem Innern des Hauses nicht bekannt ist, so wird man von dem Dwornik in das Stockwerk geführt, wo man zu thun hat.

Diese Einrichtung bietet zwar nicht die Bequemlichkeit der Pariser Häuser, in denen der Hausmeister die Schnur mit vornehmer Gleichgiltigkeit zieht, ohne das Incognito des Ankommenden zu enthüllen. Aber da es in Petersburg nur Hausmeister und keine Hausmeisterinnen gibt, so wandern die zarten und unzarten Geheimnisse nicht von einem Hause zum andern; ein Rubel, ja ein halber Rubel macht den Dwornik zum verschwiegensten Menschen.

Der Karaulnoi ist gemeiniglich ein alter Soldat. In Rußland kehrt der Soldat, obschon von Geburt ein leibeigener Bauer, nach zurückgelegter Dienstzeit als »freier« Mann an den Ort zurück, den er als Leibeigener verlassen.

In andern Ländern würde man mit einer poetischen Re-

desigur sagen: an den heimatlichen Herd! aber leider hat der arme russische Veteran, bis jetzt wenigstens, keine Heimat, keinen Herd. Er hat kein Recht auf einen geschlossenen, wenn auch geringen Besitz, auf die Beackerung der sechs Morgen Landes, auf die Sassolnaja. *) Durch die langen schweren Dienste, die er dem Vaterlande geleistet, wird er ein Paria; zum Lohn für seine Dienste wird er von der Regierung fortgejagt, von dem Gutsherrn verstoßen.

An der Straße zwischen Petersburg und Zarskoe-Selo ist zwar ein nach dem Muster des Pariser gebautes Invalidenhaus, in welchem dreitausend Personen Platz finden können. Aber in dieser Anstalt sind hundertfünfzig Beamte und achtzehn Invaliden.

In Rußland haben die Wohlthätigkeitsanstalten noch mehr als anderswo den Zweck, eine gewisse Anzahl von Beamten zu füttern; die Nothleidenden, für welche sie gegründet sind, kommen erst in zweiter Reihe — oft auch gar nicht. Die Anstalt ist da, und das ist genug.

Rußland ist eine große Façade; was hinter derselben ist, kümmert keinen Menschen. Wer sich die Mühe nimmt, hinter diese Façade zu schauen, ist mit einer Katze zu vergleichen, die sich zum ersten Male im Spiegel sieht und in der Erwartung, auf der andern Seite noch eine Katze zu finden, hinter den Spiegel geht. Und das Merkwürdigste dabei ist, daß in Rußland, dem Lande der Mißbräuche, Jedermann die Abstellung derselben wünscht. Jedermann kennt diese Mißbräuche, Jedermann spricht davon, beklagt sie; aber das Unwesen greift immer weiter um sich. Man zählt zur Abschaffung der Miß-

*) Die Erklärung dieser Hörigkeitsverhältnisse werden wir später geben.

bräuche sehr auf den Kaiser Alexander II., und man hat Recht, denn er wünscht von ganzem Herzen die allgemeine Reform.

Aber sobald man in Rußland einen Mißbrauch antastet, wird ein Zetergeschrei erhoben — aber nicht von Seiten des angetasteten Mißbrauches, sondern von Seiten der noch nicht angetasteten Mißbräuche, welche fürchten, daß die Reihe auch an sie komme.

In den Artischocken sind die am schwersten loszumachenden Blätter die ersten, die man ißt. Die Mißbräuche bilden zusammen eine ungeheuer große, mit Stacheln besetzte Artischocke; man kann nicht an's Herz kommen, ohne sich in die Finger zu stechen. Wir werden sie übrigens der Reihe nach die Musterung passiren lassen. Die Russen, die mich deshalb für einen Lästerer halten, irren sich sehr; sie würden mit den Kindern zu vergleichen seyn, die den Chirurgen, der ihnen Blutegel setzt, oder den Zahnarzt, der ihnen die schlechten Zähne ausreißt, für ihren Feind halten.

Wenn der aus dem Militärdienst zurückkehrende Bauer noch Angehörige und dazu noch seine gesunden Glieder hat, so hilft er seinen Angehörigen, man duldet seine Arbeit. Steht er aber ganz allein, so hat er nicht einmal das Recht, sich als Robotnik (d. i. als Arbeiter) zu verdingen. Hat er kein Medaillon, so wird er ein Räuber, eine andere Hilfsquelle hat er nicht. Hat er ein paar Medaillen, so bettelt er auf den Straßen oder vor den Kirchenthüren, wirft sich vor den Vorübergehenden zur Erde, und lebt von den wenigen Kopeken, die ihm mitleidige Menschen täglich zuwerfen. An den Tagen, wo er kein Almosen bekommt — und solche Tage gibt es in seinem Kalender — hungert er. Hat er ein halbes Dutzend

Medaillonen, so kann er Karaulnoi werden. Jeder Karaulnoi des Grafen hat mehre Medaillen.

»Karaul« heißt so viel als »Dienst,« »Wache«; wenn Jemand zur Nachtzeit auf dem Lande angefallen wird, so ruft er: »Karaul! Karaul!«

Wir haben sechs bis acht solcher Wächter um uns, die Tag und Nacht auf den Füßen sind. Sie gehen am Quai, vor den Hausthüren, in den Alleen umher. Wahrscheinlich lösen sie einander ab.

Ueberall aber finden sich solche Wächter; sobald wir erscheinen, stehen die armen Teufel da und halten die Hand an die Mütze. Man kann zu keiner Stunde des Tages oder der Nacht in den Umgebungen des Schlosses gehen, ohne einen Karaulnoi zu begegnen.

Nehmen wir an, ein Phantast komme auf den Gedanken, sich mit einem seiner alltäglichen Dinge, die dem alten Pariser Präfecten, Herrn Rambouteau, so viel Kopfbrechen gemacht, nicht auf das Haus zu beschränken, sondern dasselbe im Mondschein abzuthun. Er wird überall einen kerzengerade stehenden, ihn anglotzenden Karaulnoi finden. Das ist anfangs lästig, wie die unter dem Fenster vorbeikommenden Leichenzüge, aber man gewöhnt sich daran.

Wir gedenken bei diesem Anlasse des ehrenwerthen Herrn Rambouteau, weil noch kein russischer Oberpolizeimeister auf den pittoresken Gedanken gekommen ist, auf der Newski-Perspective oder auf den Quais jene kleinen Säulen mit himmelblauer, goldbesternter Kugel, die eine Zierde der Pariser Boulevards sind, errichten zu lassen. Der Fremde, welcher in der Abwesenheit dieser hohlen Säulen nur eine Vergessenheit sieht, verfällt in Strafe.

Es ist verboten auf der Straße zu rauchen oder stillzustehen. Das letztere ist nur erlaubt, um Strumpfbänder oder Schuhriemen festzubinden. Jede Uebertretung dieser Vorschrift wird mit einem Rubel bestraft.

Der Kaiser Nicolaus begegnete einst einem Franzosen, der das Verbot nicht kannte oder nicht beachtete, und behaglich seine Cigarre rauchte. Der Kaiser fuhr, wie gewöhnlich, allein in einer Droschke. Er ließ den Franzosen einsteigen, führte ihn in den Winterpalast und wies ihn in das Rauchzimmer der jungen Großfürsten.

»Hier rauchen Sie, mein Herr,« sagte er zu ihm; »in Petersburg ist dies der einzige Ort, wo es erlaubt ist zu rauchen.«

Der Franzose rauchte seine Cigarre aus und fragte beim Fortgehen, wer dieser artige Herr sey, der die Güte gehabt ihn an den einzigen Ort zu führen, wo man rauchen dürfe.

»Es ist der Kaiser,« antwortete man ihm.

Dieses allgemeine Rauchverbot ist übrigens ganz begreiflich in einem Lande, wo Alles aus Holz erbaut ist und wo ein unvorsichtig weggeworfener brennender Cigarrenstumpf zuweilen den Brand eines ganzen Dorfes veranlaßt hat.

Die Feuersbrünste sind in Rußland häufig und schrecklich. Der historisch berühmte Brand von Moskau konnte durch eine Armee von 120,000 Mann, denen doch am Löschen sehr viel lag, nicht gelöscht werden.

Hier und da stehen Thürme, auf deren Spitzen man Rollen und Seile sieht. Diese Vorkehrungen dienen zum Aufziehen von Kugeln als Feuersignalen.

Die Spritzenleute des Stadtviertels, in welchem die Feuersbrunst ist, kommen zuerst, die andern nachher. Wenn

das Feuer leicht zu löschen ist, so läßt man die Löschmannschaft aus den übrigen Stadtvierteln nicht kommen; ist es aber bedeutend, so wird die Löschmannschaft aus der ganzen Stadt zusammenberufen.

Man versichert uns, daß wir Rußland nicht verlassen werden, ohne eine prächtige Feuersbrunst zu sehen. Es sollen in der Nähe von Petersburg einige Wälder brennen.

Apropos, der Großfürst Constantin hat unsern Reisegefährten zu sich bitten lassen. Home beantwortete diese huldvolle Einladung durch die traurige und allergehorsamste Erklärung, daß er leider nicht im Besitz seiner tischrückenden Kraft sey.

Wenn er diese Kraft wieder bekommt, werde ich den Leser pflichtschuldigst davon in Kenntniß setzen.

IV.

Da ich wieder weiße Wäsche und einen schwarzen Frack hatte, so schrieb ich an meine schöne Landsmännin, daß ich ihrer Einladung Folge leisten würde.

Da ich aber mit einem Schlage nicht nur zwei Fliegen, sondern so viel wie möglich todtschlagen wollte, so nahm ich mit einem Freunde, der mir als Dolmetscher dienen wollte, eine Droschke, um die älteste Kirche in Petersburg, das kleine Haus Peter des Großen und die Festung zu besuchen.

Alle diese Merkwürdigkeiten befinden sich in dem alten Petersburg, am rechten Ufer der Newa.

Die Kirche hat keinen Kunstwerth; sie ist nur eine historische Merkwürdigkeit.

Das Haus, welches der große Zar, um an der Newa ein Obdach zu haben, nicht bauen ließ, sondern selbst baute, ist ein hölzernes, aber roth angestrichenes Häuschen im holländischen Styl. Man sieht es ihm an, daß der fürstliche Erbauer eben erst von Saardam gekommen war.

Um das Haus möglichst lange zu erhalten, hat man ein Gehäuse von Glas und Holz darüber gesetzt. Auf dieses Gehäuse fällt Regen und Schnee. Wind und Sonnenglut prallen daran ab, und das saubere, sorgfältig verwahrte Häuschen ist unversehrt geblieben.

Es liegt etwas Rührendes in der Sorgfalt, mit welcher die Russen jeden Gegenstand aufbewahren, welcher der Nachwelt einen Beweis vom Genie des großen Zaren geben kann. In diesem Cultus der Vergangenheit liegt eine große Zukunft.

Das Innere des Häuschens besteht aus vier Abtheilungen. Rechts von dem Vorgemach ist das Empfangszimmer, links der Speisesaal und das Schlafzimmer. In dem Empfangszimmer, das eine Art Ausstellung von Votivgegenständen geworden ist, befindet sich sein Schreibsessel, seine Bank, das Segel seines Bootes. Der Speisesaal ist eine Capelle geworden, in welcher das Heiligenbild ausgestellt ist, welchem Peter der Große eine außerordentliche Wunderkraft zuschrieb. Das Schlafzimmer ist die Sacristei geworden.

Viele Leute aus dem Volke, insbesondere die Matrosen, verrichten hier ihre Andacht, und verwechseln vielleicht Peter den Großen mit dem heiligen Petrus.

An einer innern Wand des Hauses hängt die von Brandt erbaute und von dem Zar Peter in Ismailow gefundene Barke. Vielleicht ist diese Genealogie nicht ganz richtig; es mag wohl die Schaluppe seyn, in welcher Peter I. seinen Freund Wasili auf der zu bebauenden und jetzt Wasili-Ostrow

genannten Insel zu besuchen pflegte. Jedenfalls ist es die Barke, die das Volk in seiner gutmüthigen Dankbarkeit die »Großmutter der russischen Flotte« nennt.

Das Gehäuse ist von einer Hecke umgeben und von schönen blühenden Linden beschattet. In den Zweigen dieser prächtigen Bäume summen Myriaden von Bienen, und sammeln Honig; sie wissen, daß sie sich beeilen müssen, denn die Blüthen kommen spät und der Winter kommt schnell.

Unter den Linden saßen zwei Muschiks und schlummerten. Wir setzten uns ebenfalls auf eine Bank in diesem Gärtchen.

Es ist wirklich ein merkwürdiger Platz auf dieser Bank, unter diesem wahrscheinlich von Peter dem Großen gepflanzten Baume. Wie die Bienen aus den Lindenblüthen den Honig holen, kommen die Schiffe in eben so großer Menge, um aus dem Hafen von Petersburg die fremden Waaren zu holen. Und Peters Geist schwebt über der Newastadt, wie über diesen Linden. Man denkt mit Schrecken, was Rußland jetzt seyn würde, wenn die Nachfolger Peters die Fortschrittsideen dieses genialen Mannes getheilt und Städte, Häfen, Festungen, Flotten gebaut und zugleich Gesetze gegeben, Armeen hergestellt, Fabriken gegründet, Straßen und Canäle angelegt und eine Staatsreligion geschaffen hätten, abgesehen von dem was er zerstören mußte und was ihm zuweilen mehr Mühe machte, als seine neuen Schöpfungen.

Ich verweilte länger als eine Stunde an dieser Stelle. Moynet zeichnete das Häuschen ab und ich versuchte mir von dem großen Manne einen Begriff zu machen.

Als die Zeichnung fertig war, nahmen wir Abschied von

der Wiege Petersburgs, um dem Gefängnisse einen guten Morgen zu sagen.

Die Festung von Petersburg ist, wie alle Festungen, erbaut worden, um ein sichtbares Symbol des Widerstreites zwichen Volk und Herrscher zu seyn. Sie vertheidigt allerdings die Stadt, aber bedroht dieselbe noch weit mehr; sie hatte vormals allerdings den Zweck, die Schweden abzuwehren, aber sie hatte hauptsächlich zur Einkerkerung der Russen gedient. Es ist die Bastille von Petersburg, und wie die Pariser Bastille hat sie vor Allem als Geistesfessel gedient.

Man könnte eine Schaudergeschichte über diese Festung schreiben, wenn sie nur einen Theil des Gesehenen, Gehörten, Erlebten enthüllt hätte. Es wird ein Tag kommen, wo sie, wie die Bastille, ihre Mauern aufthun wird, und man wird erschrecken über die Tiefe, die Feuchtigkeit und Dunkelheit ihrer Kerker; es wird ein Tag kommen, wo sie sprechen wird, wie das Schloß If, und von jenem Tage an wird Rußland eine Geschichte haben. Bis jetzt hat es nur Erzählungen, märchenhaft klingende Sagen.

Eine dieser märchenhaft klingenden, aber wahren Geschichten will ich hier mittheilen.

Ein Freund von mir war im September 1855 etwa hundert Werste von Moskau auf der Jagd. Der Jagdeifer hatte ihn so weit von seinem Wohnorte weggeführt, daß er bei einbrechender Nacht ein Obdach suchen mußte. Er befand sich in der Nähe eines Hauses dessen Bewohner, ein alter Edelmann, seit siebenundfünfzig Jahren Eigenthümer desselben war.

Dieser alte Edelmann hatte das Haus als ganz junger Mann von kaum zwanzig Jahren bezogen, ohne daß man wußte, wer er war, woher er kam und wie er in den Besitz des Gutes gekommen war. Er hatte das Haus in der langen Reihe von Jahren nie verlassen und war nicht einmal nach Moskau gegangen.

Zehn Jahre lang hatte er in der Nachbarschaft gar keine Bekanntschaft angeknüpft und nur das Allernothwendigste gesprochen. Er hatte sich nie verheiratet, obgleich sein von fünfhundert Bauern bewohntes Gut ihm eine jährliche Rente von vier- bis fünftausend Silberrubeln abwarf.

Dieses Gut lag zwischen dem Kloster Troitza und dem Städtchen Perislaw.

Ungeachtet des Rufes der Ungastlichkeit, in welchem der Edelmann stand, trug der Jäger doch kein Bedenken, ihn um ein Obdach für die Nacht, einen warmen Platz auf einer Bank und einen Antheil am Abendbrot zu bitten; denn ein Unterkommen wird dem fremden Wanderer nie von einem russischen Landmanne verweigert, noch viel weniger einem Russen von einem Edelmanne.

Es war sieben Uhr Abends. Die Nacht brach an und es wehte ein kalter Wind, der drei Wochen im Voraus den russischen Winter verkündet, als der Jäger an die Thür des stattlichen Hauses klopfte.

Ein alter Diener erschien; der Jäger brachte seine Bitte vor und der Diener ging hinein, indem er den Fremden ersuchte, einen Augenblick auf der Hausflur zu warten.

Fünf Minuten nachher kam er wieder. Der »Pomaschik«, der Herr vom Hause, ließ den Jäger ersuchen hereinzu-

Der Jäger fand den alten Edelmann bei Tische mit einen Gast, in welchem er einen Gutsnachbar seines Vaters erkannte. Er hatte also einen Fürsprecher bei dem angeblichen Menschenfeinde, falls dieser etwa nicht geneigt wäre ihn zu beherbergen.

Doch seine Besorgniß war ungegründet, der Pomaschik stand auf, ging auf ihn zu und bat ihn am Tische Platz zu nehmen.

Es war ein schöner, fünfundsiebzigjähriger Greis mit schneeweißem Haar, aber voll Kraft und Leben. Er trug das echt russische Nationalcostüm: hohe Stiefel, weite schwarze Hosen, grauen Rock und Pelzmütze.

Die Mahlzeit war fast zu Ende. Die beiden Männer tranken Thee und rauchten. Der alte Herr entschuldigte sich, daß er seinen Gast auf eine seinen Wünschen so wenig entsprechende Weise empfange und ließ die Ueberreste der Speisen wieder auf den Tisch stellen.

Diese Ueberreste waren übrigens mehr als genügend, den Appetit des hungrigsten Jägers zu stillen.

Unser Jäger aß so schnell, daß er die beiden Anderen bei ihrer sechsten Tasse Thee und ihrer dritten Cigarre bald einholte.

Es versteht sich, daß der erste Gast und mein Freund, der Jäger, einander begrüßten; der Pomaschik wußte also, daß die beiden Herren einander kannten.

Das Gespräch drehte sich um die Zeitereignisse; man prach damals mit einer Freiheit, die um so süßer war, da man dreißig Jahre stumm gewesen war. Der Kaiser Nicolaus war am 18. Februar desselben Jahres gestorben, und Ale-

xander II. hatte mit Worten und Thaten, die den Russen eine schöne Zukunft verhießen, seine Regierung angetreten.

Gegen die Gewohnheit alter Leute, die immer die Vergangenheit zurückwünschen, schien sich der Heros der neuen Zeit zu freuen und tief aufzuathmen, als ob er aus dumpfer Kerkerluft auf einmal in die freie Gotteswelt versetzt worden wäre.

Der Jäger fand das Gespräch sehr anziehend. Der Greis hatte ein ungemein gutes Gedächtniß, er sprach von längstvergangenen Zeiten wie von den neuesten Ereignissen. Er erzählte von Katharina II., von Potemkin, Orlow, Subow und anderen merkwürdigen Personen des vorigen Jahrhunderts, die unserem Geschlechte wie Gespenster aus einer märchenhaften Zeit erscheinen.

Er hatte also in Petersburg gelebt, ehe er von seinem Gute Besitz genommen, er hatte also den Hof und die vornehmen Herren gekannt, ehe er sich unter seinen Bauern angesiedelt hatte.

Diese Redseligkeit setzte unsern Jäger in Erstaunen, denn der alte Edelmann stand, wie schon erwähnt, in dem Rufe eines menschenscheuen, schweigsamen Mannes. Wahrscheinlich fühlte er nach so langem Schweigen das Bedürfniß sich auszusprechen; aber wie bereitwillig er auch die Fragen des jungen Mannes beantwortete, so trug dieser doch Bedenken, die ihn vor allen interessirende Frage an ihn zu richten: Wie kommt es, daß ein Mann Ihres Standes im Alter von achtzehn Jahren Petersburg verlassen hat, um fünfzig Jahre in einer entlegenen Provinz zu leben?

Als sich indeß der Greis einen Augenblick entfernte, richtete er diese Frage an den Freund seines Vaters.

»Ueber diesen Punkt bin ich nicht besser unterrichtet als Sie,« antwortete der Nachbar, »obgleich ich meinen räthselhaften Nachbar seit dreißig Jahren kenne. Ich glaube, er würde mir diesen Abend Alles erzählt haben, wenn nicht ein Fremder dazu gekommen wäre; denn ich habe ihn noch nie so redselig gefunden wie diesen Abend.«

Der Herr vom Hause kam wieder.

Nach der Mittheilung, die ihm der andere Gast gemacht, mochte der Jäger nicht länger bei Tische bleiben. Er stand auf und bat den Greis, ihm sein Schlafzimmer anzuweisen.

Der alte Herr führte ihn in das Nebenzimmer, welches von der Wohnstube nur durch eine Breterwand getrennt war. Und als ob dies noch nicht genug gewesen wäre, ließ der Herr vom Hause, als er wieder in die Wohnstube ging, die Thür offen.

Der Jäger überzeugte sich mit Schrecken, daß er jedes Wort, das in der Wohnstube gesprochen wurde, so deutlich verstand, als ob er noch am Tische gesessen hätte. Aber obgleich seine Neugierde auf's Höchste gespannt war, gab er sich doch alle Mühe einzuschlafen und folglich nichts zu hören; aber er mochte sich immerhin auf dem Divan drehen und wenden und die Augen schließen und die Decke über den Kopf ziehen, der Schlaf schien ihn zu fliehen — oder wenn er kam, so wurde er wieder verscheucht durch eine an einem Bret nagende Maus oder durch einen bellenden Hund. Dann riß der eben einschlummernde Jäger die Augen auf und seine Ohren lauschten unwillkürlich auf die Worte, welche durch die offene Thür kamen.

Er hielt es nun für seine Schuldigkeit, dem Herrn vom Hause seine Nähe durch Husten, Räuspern und Niesen zu erken

nen zu geben. Bei jedem Lebenszeichen wurde das Gespräch wirklich unterbrochen, aber sogleich fortgesetzt, sobald es im Nebenzimmer wieder still war.

Fünf Minuten schwieg er und versuchte an ganz andere Dinge zu denken. Aber vergebens, er hörte den Anfang der Geschichte, die er so gern kennen lernen wollte, und als er den Anfang gehört hatte, vermochte er dem Ende nicht mehr sein Ohr zu verschließen.

Hier ist die Geschichte. Der Herr vom Hause erzählt, wir wollen ihn erzählen lassen.

Geschichte des alten Pomaschik.

Ich war achtzehn Jahre alt und seit zwei Jahren Fähnrich im Regiment Paulowski.

Das Regiment lag in dem großen Gebäude, das noch jetzt auf der andern Seite des Marsfeldes, dem Sommergarten gegenübersteht.

Der Zar Paul I. regierte seit drei Jahren und bewohnte den eben erst vollendeten Rothen Palast.

Eines Abends, als mir die Erlaubniß, mit einigen Cameraden auszugehen, wegen eines kleinen Dienstvergehens verweigert worden war, blieb ich im Schlafsaal, und da mir die Gesellschaft der übrigen jungen Offiziere fehlte, schlief ich bald ein.

Ich ward durch eine Stimme geweckt, die mir leise ins Ohr sagte:

»Dmitri Alexandrowitsch, erwachen Sie!«

Ich schlug die Augen auf und sah vor mir einen Mann, mich aufforderte ihm zu folgen.

»Ich soll Ihnen folgen?« erwiederte ich erstaunt; »wohin denn?«

»Das kann ich Ihnen nicht sagen,« war die Antwort; »ich habe Ihnen nur anzuzeigen, daß ich auf Befehl des Kaisers komme.«

Ein eisiger Schauer überlief mich.

Auf Befehl des Kaisers! Was konnte Paul I. von mir, dem blutjungen Fähnrich, wollen? Ich war freilich von guter Familie, stand aber dem Throne zu fern, als daß mein Name bis zum Machthaber hätte gelangen können. Ich dachte an das unter Iwan dem Schrecklichen aufgekommene entsetzliche Sprichwort: »Nahe dem Zar, nahe dem Tode.«

Ich mußte indeß dem Befehl Folge leisten. Ich sprang aus dem Bett und kleidete mich an.

Dabei sah ich den Mann, der mich geweckt hatte, aufmerksam an. Obgleich er in einen Pelz gehüllt war, glaubte ich doch in ihm einen vormaligen türkischen Sclaven, der anfangs Barbier gewesen und später der Günstling des Zaren geworden war, zu erkennen.

Diese Musterung dauerte übrigens nicht lange, sie hätte sonst leicht gefährlich werden können.

»Ich bin bereit,« sagte ich nach fünf Minuten, indem ich meinen Degen nahm.

Meine Unruhe wurde noch größer, als mein Führer, statt den Weg zum Hauptthor der Caserne zu nehmen, eine schmale Wendeltreppe hinabstieg und mit einer Blendlaterne durch einige mir ganz unbekannte dunkle Gänge des großen Gebäudes schritt. Ich sah keinen Menschen auf dem ganzen Wege, die ganze Caserne schien verödet. Ich glaubte hier und

da wohl einige Gestalten zu bemerken, aber diese kaum sichtbaren Schatten verschwanden in der Dunkelheit.

Endlich kamen wir an eine verschlossene Thür. Mein Führer klopfte dreimal in abgemessenem Tempo. Die Thür that sich auf, und als wir hindurchgingen, sah ich trotz der Dunkelheit ganz deutlich einen Mann, der die Thür wieder verschloß und uns folgte.

Wir befanden uns nun in einem sieben bis acht Fuß breiten unterirdischen Gange, durch dessen aus Ziegeln gemauerten Wände das Wasser tropfte.

Nach etwa fünfhundert Schritten war der Gang durch eine Gitterthür abgesperrt. Mein Führer nahm einen Schlüssel aus der Tasche, öffnete die Gitterthür und schloß sie hinter uns wieder zu.

Wir gingen weiter.

Ich dachte nun an die Sage, daß der Rothe Palast durch einen unterirdischen Gang mit der Caserne des Grenadierregiments Paulowski in Verbindung stehe. Es mußte der Gang seyn, in welchem wir uns befanden; denn wir hatten ja die Caserne verlassen und sollten uns in den Palast begeben.

Wir kamen bald wieder an eine Thür. Mein Führer klopfte wieder eben so wie vorhin; die Thür that sich auf, wie die erste und auf der andern Seite sah ich wieder einen Mann.

Wir gingen nun eine zu den unteren Gemächern führende Treppe hinauf. Alle Räume waren gut geheizt.

Dieses Haus dehnte sich bald zu den Umrissen eines Palastes. Ich konnte nun nicht mehr zweifeln: man führte mich [illegible] mich aus der Gardecaserne holen ließ.

[illegible] wohl an den jungen Fähnrich, der ihm auf

der Straße begegnet war, dem er hinten auf seinem Wagen einen Platz angewiesen und den er in einer Viertelstunde zum Lieutenant, Hauptmann, Major, Oberst und General ernannt hatte. Aber ich konnte nicht hoffen, daß der Zar dasselbe mit mir im Sinne hatte.

Während ich mit Bangigkeit über das mir bevorstehende Schicksal nachsann, kamen wir an eine Thür, vor welcher eine Schildwache auf- und abging.

Mein Führer legte die Hand auf meine Schulter und sagte:

»Halten Sie sich gut, Sie werden jetzt vor dem Zar erscheinen.«

Dann sagte er einige leise Worte zu der Schildwache, die sogleich auf die Seite trat.

Er öffnete die Thür — wie es mir schien nicht mit dem Schlüssel, sondern mittelst des Druckes auf eine verborgene Feder.

Ein kleiner Mann in preußischer Uniform, der sich im Zimmer befand, sah sich um. Es war beinahe Mitternacht, aber er trug hohe Reiterstiefel mit silbernen Spornen, einen langen Uniformfrack und einen großen dreieckigen Hut, als ob er zur Parade gehen wollte.

Ich erkannte den Zar auf den ersten Blick; ich sah ihn ja täglich, wenn er Musterung über uns hielt.

Dabei fiel mir ein, daß er mich bei der letzten Parade scharf angesehen, meinen Capitän vorgerufen und mit ihm leise gesprochen hatte. Dann hatte er einem Offizier seines Gefolges einen Befehl gegeben.

Diese Erinnerungen verdoppelten nur meine Unruhe.

»Sire,« sagte mein Führer, sich verneigend, »hier

ist der junge Fähnrich, den Eure Majestät zu sprechen wünschten.«

Der Zar trat auf mich zu, sah mich an und gab durch Kopfnicken zu verstehen, daß ich der Rechte sey.

Auf seinen Wink entfernte sich mein Führer, und ich blieb mit dem Zar allein.

Ich versichere, lieber Frennd, daß ich eben so gern mit einem Löwen in einem eisernen Käfig allein geblieben wäre.

V.

Anfangs schien mich der Zar gar nicht zu beachten. Er ging rasch im Zimmer auf und ab, stand zuweilen vor einem Fenster still, öffnete eine bewegliche Scheibe, um frische Luft zu schöpfen, trat an einen Tisch, auf welchem eine Tabaksdose stand, und nahm eine Prise.

Es war das Fenster seines Schlafzimmers, in welchem er später ermordet wurde und welches seit seinem Tode, wie man sagt, immer verschlossen geblieben ist.

Ich hatte Zeit, die ganze Einrichtung, jedes Hausgeräth, jeden Sessel in Augenschein zu nehmen.

Neben einem Fenster stand ein Schreibtisch, auf welchem ein offenes Schreiben lag.

Endlich schien der Zar meine Anwesenheit zu bemerken und trat auf mich zu.

Der Ausdruck seines Gesichts schien mir zornig, es war aber nur durch ein ihm eigenthümliches Nervenzucken verzerrt.

Er stand vor mir still.

»Staub!« sagte er zu mir. »Du weißt doch, daß Du nur Staub bist, und daß ich Alles bin?«

Ich weiß nicht, woher ich die Fassung bekam ihm zu antworten.

»Sie sind der Erwählte des Herrn und haben das Geschick der Menschen in Ihrer Hand.«

Er nickte, fing seine Zimmerpromenade wieder an, öffnete das Fenster, nahm wieder eine Prise und trat wieder auf mich zu.

»Du weißt,« sagte er, »daß meine Befehle pünktlich vollzogen werden müssen, daß keine Einwendung gegen dieselben gemacht werden darf.«

»Ja, Sire, das weiß ich.«

Er sah mich scharf an. Es lag in seinen Augen ein so seltsamer Ausdruck, daß ich seinen Blick nicht ertragen konnte.

Ich wandte mich ab.

Er schien sich des Einflusses, den er auf mich hatte, zu freuen; er meinte, es sey Respect, es war aber ein unüberwindlicher Abscheu.

Er ging an seinen Schreibtisch, nahm die Schrift, durchlas sie, legte sie zusammen und siegelte sie mit einem Ringe, den er am Finger trug.

Dann kam er wieder zu mir und sagte:

»Bedenke, daß ich Dich unter Tausenden zur Vollziehung meiner Befehle gewählt habe, weil ich dachte, daß Du sie gut vollziehen wirst.«

»Ich werde den Gehorsam, den ich meinem Herrscher schuldig bin, stets vor Augen haben,« antwortete ich.

»Gut,« sagte er, »nimm diesen Brief, trage ihn zum

Gouverneur der Festung, begleite ihn an den Ort, wohin er Dich führen wird, sieh was er thun wird und dann komme zu mir und sage: Ich habe gesehen.«

Ich nahm den Brief und verneigte mich.

»Hörst Du wohl: ich habe gesehen!«

»Ja, Sire.«

»Geh.«

Der Zar selbst öffnete die Thür. Als ich hinaustrat, fand ich meinen Führer wieder.

Paul I. schloß die Thür hinter mir und erinnerte mich noch einmal, daß ich nur Staub sey.

Ich blieb ganz bestürzt vor der Thür stehen.

»Kommen Sie,« sagte mein Führer.

Wir gingen fort, nahmen aber dieses Mal einen andern Weg.

Im Hofe wartete ein Schlitten. Ich stieg mit meinem Führer ein.

Das zur Fontankabrücke führende Thor that sich auf und der mit drei Pferden bespannte Schlitten fuhr in starkem Trabe über den ganzen Platz der Newa zu. Die Pferde liefen die Böschung hinab, und durch den Thurm der Peter-Pauls-Kirche geleitet, fuhren wir über das Eis. Die Nacht war dunkel und stürmisch.

Wir hielten bald am Thor der Festung. Die Schildwache ließ uns durch, nachdem mein Führer das Losungswort gesagt hatte.

Wir fuhren in die Festung. Der Schlitten hielt vor der Wohnung des Gouverneurs.

Das Losungswort wurde noch einmal gegeben und wir wurden eingelassen.

Der Gouverneur war im Bett; er wurde mit dem Zauberwort: »Auf Befehl des Zaren« geweckt.

In einigen Minuten erschien er und verbarg seine Unruhe hinter einem häßlichen Lächeln.

Unter einem wahnwitzigen Despoten wie Paul I. waren die Kerkermeister kaum sicherer als die Gefangenen, und die Henker hatten immer zu fürchten, sie würden das Schicksal ihrer Schlachtopfer theilen.

Er sah uns fragend an; mein Führer deutete ihm durch einen Wink an, daß er mit mir zu thun habe.

Er betrachtete mich nun mit größerer Aufmerksamkeit; er schien sich zu wundern, daß ihm ein so junger Fähnrich die Befehle des Zaren zu überbringen habe.

Ich überreichte ihm schweigend das Schreiben des Zaren.

Er trat ans Licht, erkannte das Privatsiegel Pauls, das Zeichen der geheimen Befehle, machte eine Verbeugung und ein kaum bemerkbares Zeichen des Kreuzes und erbrach das Siegel.

Er las den Befehl, sah mich an, las ihn noch einmal und sagte zu mir:

»Sie sollen sehen?«

»Ja, ich soll sehen,« antwortete ich.

»Was sollen Sie sehen?«

»Sie wissen es.«

»Wissen Sie es auch?«

»Nein.«

Er besann sich einen Augenblick.

»Sie sind im Schlitten gekommen?« fragte er.

»Ja.«

»Wie viele Personen können in Ihrem Schlitten sitzen?«

»Drei.«

»Wird dieser Herr uns begleiten?« fragte er, auf meinen Führer zeigend.

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte.

»Nein,« antwortete mein Begleiter, »ich warte.«

»Wo?«

»Hier.«

»Es ist gut, lassen Sie noch einen Schlitten vorfahren; wählen Sie vier Soldaten: einer von ihnen soll einen Hebebaum, der zweite einen Hammer und jeder der beiden Andern eine Axt nehmen.«

Der Mann, dem der Gouverneur diesen Befehl gab, entfernte sich sogleich.

»Kommen Sie,« sagte dann der Gouverneur zu mir, »Sie werden sehen.«

Er ging voran, ich folgte ihm; ein Schließer ging mit uns.

Wir gingen durch einige lange Gänge; dann zeigte der Gouverneur auf eine Thür.

Der Schließer öffnete sie, zündete eine Laterne an und ging voran.

Wir gingen zehn Stufen hinunter und dann durch einen Gang, in welchem sich eine Reihe von Kerkerthüren befand; aber wir blieben vor keiner dieser Thüren stehen.

Dann stiegen wir wieder zehn Stufen hinab, aber wir hatten unser Ziel noch nicht erreicht. Erst nachdem wir noch fünf Stufen hinuntergestiegen waren, standen wir still.

Die Thüren waren numerirt. Der Gouverneur blieb vor Nr. 11 stehen.

Er gab mir einen stummen Wink; es war, als ob er an diesem grauenvollen Orte, der nur zur Todtengruft bestimmt zu seyn schien, den Gebrauch der Sprache verloren hätte.

Draußen war eine Kälte von zwanzig Graden, die sich in dieser Tiefe mit einer durchdringenden Feuchtigkeit gemischt hatte. Das Mark war mir in den Knochen erstarrt, und gleichwohl war meine Stirn mit Schweiß bedeckt.

Die Thür wurde geöffnet, man ging sechs steile, schlüpferige Stufen hinab und befand sich in einem acht Fuß langen und eben so breiten Kerker.

In dem trüben Schimmer der Laterne glaubte ich auf dem Boden des Kerkers eine menschliche Gestalt zu sehen.

Der Gouverneur blieb auf der untersten Stufe stehen, denn der Boden des Kerkers war sehr feucht und unrein.

Man hörte ein sonderbares Brausen; ich sah mich um und bemerkte eine etwas lange und vier Zoll breite Maueröffnung, durch welche der Wind pfiff. Das Brausen kam ohne Zweifel von dem Wasser der Newa, welches gegen die Mauern der Festung schlug; der Kerker befand sich unmittelbar über der Wasserhöhe.

»Stehen Sie auf und kleiden Sie sich an,« sagte der Gouverneur.

Ich war neugierig, wem dieser Befehl galt.

»Leuchte,« sagte ich zu dem Schließer.

Dieser hielt seine Laterne auf den Boden des Kerkers.

Ich sah nun einen abgezehrten, blassen, alten Mann mit schneeweißem Haar und Bart. Wahrscheinlich hatte er

die Kleider, in denen er verhaftet worden, anfangs im Kerker getragen; aber die Kleider waren nach und nach zerrissen oder vermodert, und er war nur noch mit einem alten Pelz bekleidet. Vielleicht war der abgemagerte, schlotternde Körper, der unter dem Pelze hervorschaute, mit prächtigen Kleidern bedeckt gewesen; vielleicht hatten Orden auf dieser einst von edlen Gefühlen geschwellten Brust geglänzt; jetzt war's ein lebendes Skelett, das seinen Rang und seine Würden, sogar seinen Namen verloren hatte und nur noch »Nr. 11« hieß.

Er stand auf und hüllte sich, ohne eine Klage laut werden zu lassen, in seinen zerlumpten Pelz. Sein Körper war durch die lange Haft in dem feuchten dunkeln Kerker, vielleicht auch durch Hunger gebeugt, gedemüthigt, vernichtet aber sein Blick war stolz, fast trotzig.

»Es ist gut,« sagte der Gouverneur, »kommen Sie.«

Er ging voran.

Der Gefangene warf noch einen Blick auf seinen Kerker, auf seinen steinernen Sitz, seinen Wasserkrug und sein halbverfaultes Strohlager. Er seufzte. Ob er den grauenvollen Aufenthalt wirklich ungern verließ?

Er folgte dem Gouverneur und ging an mir vorüber. Ich werde nie den Blick vergessen, den er mir zuwarf. So jung noch! schien dieser Blick zu sagen, und schon ein Werkzeug der Tyrannei!

Ich wandte mich ab, dieser Blick war mir wie ein Dolchstich ins Herz gedrungen.

Wie lange er in diesem Kerker geschmachtet hatte? Vielleicht wußte er's selbst nicht. Er hatte wohl schon längst aufgehört die Tage und Nächte in diesem Verließ zu zählen.

Der Schließer, der uns folgte, verschloß sorgfältig die Thür. Vielleicht wurde der Kerker geräumt, weil man ihn für einen Andern brauchte.

Vor der Wohnung des Gouverneurs fanden wir die beiden Schlitten. In den ersten mußte der Gefangene steigen; der Gouverneur nahm an seiner Seite, ich auf dem Vordersitz Platz. In dem andern Schlitten saßen die vier Soldaten.

Ich kannte weder das Ziel noch den Zweck dieser Fahrt. Ich war ja keine mitwirkende Person, sondern nur Zuschauer, ich sollte sehen, um sagen zu können: Ich habe gesehen.

Wir fuhren ab.

Ich saß so, daß ich die Knie des Gefangenen zwischen den meinigen hatte. Ich fühlte sie zittern. Der Gouverneur war in einen weiten Pelz gehüllt, ich trug meinen Soldatenmantel, und wir vermochten uns kaum zu erwärmen. Der alte Mann war fast nackt und der Gouverneur hatte ihm keine Kleidung angeboten.

Ich hätte gern meinen Mantel ausgezogen und dem armen Greise gegeben. Der Gouverneur errieth meine Absicht und sagte, es sey nicht der Mühe werth.

Ich zog meinen Mantel nicht aus.

Wir fuhren auf der Newa, in der Richtung von Kronstadt. Der vom finnischen Meerbusen her wehende Wind trieb uns den Schnee ins Gesicht. Meine Augen waren längst an die Dunkelheit gewöhnt, aber ich sah nicht weiter als zehn Schritte.

Sie haben keinen Begriff, lieber Freund, von der Heftigkeit dieses Schneesturmes mitten in diesem flachen, sumpfigen Lande, wo kein Baum Schutz gewährt.

Die Schneeflocken wurden so dicht, daß man glauben

mußte, sie würden sich zu Schneemauern verdichten, in denen wir hätten ersticken müssen. Unsere Pferde schnoben, wieherten, standen still; der Kutscher konnte sie nur mit Peitschenhieben weiter treiben. Sie kamen oft vom Wege ab und schleuderten den Schlitten gegen die Flußufer. Dann kamen wir nur mit unerhörten Anstrengungen wieder mitten auf die Eisbahn. Es war bekannt, daß zuweilen am hellen Tage ein Schlitten mit Bespannung in nie zufrierende Abgründe versank. Wie leicht konnten wir in der Finsterniß in ein solches Loch fallen!

Welche entsetzliche Nacht! — Und der Greis, dessen Knie immer heftiger zwischen den meinigen schlotterten!

Endlich hielten wir an. Wir mochten etwa eine Stunde Weges von Petersburg entfernt seyn.

Der Gouverneur stieg aus und ging an den zweiten Schlitten. Die vier Soldaten waren schon ausgestiegen; jeder von ihnen hielt das ihm zugewiesene Werkzeug in der Hand.

»Machet ein Loch ins Eis,« sagte er zu ihnen.

Ich konnte einen Schrei des Schreckens nicht unterdrücken; der Zweck dieser entsetzlichen Nachtfahrt wurde mir nun klar.

»Ah!« sagte der alte Mann mit einem Tone, der dem Lachen eines Skeletts glich, »die Kaiserin erinnert sich meiner also! Ich glaubte, sie hätte mich vergessen.«

Welche Kaiserin meinte er? Es hatten drei Kaiserinnen — Anna, Elisabeth, Katharina — nacheinander den russischen Thron bestiegen. Er glaubte offenbar noch unter einer von ihnen zu leben, er wußte nicht, auf wessen Befehl er zum Tode geführt wurde. Was war die Dunkelheit dieser Nacht im Vergleich mit der Finsterniß seines Kerkers!

Die vier Soldaten legten sogleich Hand ans Werk. Sie zerschlugen mit dem Hammer das Eis, machten mit der Axt ein Loch und hoben die Eisblöcke mit dem Hebebaum heraus.

Plötzlich sprangen sie zurück. Das Eis war völlig durchbrochen, das Wasser stieg.

»Steigen Sie aus,« sagte der Gouverneur, sich zu dem Gefangenen wendend.

Der Befehl war überflüssig: der Gefangene war von selbst ausgestiegen.

Er kniete auf dem Eise und betete.

Der Gouverneur trat zu den Soldaten und gab ihnen leise einen Befehl. Dann setzte er sich wieder in den Schlitten, den ich nicht verlassen hatte.

Nach einer Minute stand der alte Mann auf.

»Ich bin bereit,« sagte er.

Die vier Soldaten ergriffen ihn.

Ich wandte mich ab, um nicht zu sehen. Aber was ich nicht sah, hörte ich.

Ich hörte einen Körper in den Abgrund fallen.

Unwillkürlich sah ich mich um — der Greis war verschwunden!

Ohne zu bedenken, daß ich keine Befehle zu geben hatte, rief ich dem Kutscher zu:

»Paschol! Paschol!« (Fort! fort!)

»Stoi!« (Halt!) gebot der Gouverneur.

Der Schlitten, der sich schon in Bewegung gesetzt hatte, hielt an.

»Wir sind noch nicht fertig,« sagte der Gouverneur in französischer Sprache zu mir.

»Was haben wir denn noch zu thun?« fragte ich.

»Wir müssen noch warten,« antwortete er.

Wir warteten eine halbe Stunde.

»Das Loch ist zugefroren, Excellenz,« sagte einer von den Soldaten.

»Weißt Du das gewiß?« fragte der Gouverneur.

Er schlug auf die Oberfläche des Abgrundes: es hatte sich eine feste Eiskruste gebildet.

»Fort!« rief der Gouverneur dem Kutscher zu.

Die Pferde liefen im Galopp davon, als ob sie vom Dämon getrieben würden.

In zehn Minuten waren wir wieder in der Festung.

Mein Führer nahm mich wieder in Empfang.

»Zum Rothen Palast!« rief er dem Kutscher zu.

Fünf Minuten nachher that sich die Thür zum Zimmer Pauls auf, um mich einzulassen.

Der Zar war noch in voller Uniform, wie ich ihn das erste Mal gesehen hatte.

Er stellte seine Zimmerpromenade ein und stand vor mir still.

»Nun?« fragte er.

»Ich habe gesehen,« antwortete ich.

»Du hast gesehen? Wirklich mit deinen Augen gesehen?«

»Sehen Sie mich an, Sire, und Sie werden nicht zweifeln.«

Ich stand einem Spiegel gegenüber, ich sah mich darin. Aber ich war so blaß und meine Gesichtszüge waren so verstört, daß ich mich kaum erkannte.

Der Zar sah mich an, und ohne ein Wort zu sagen nahm er von dem Schreibtisch, wo er das Schreiben an den

Gouverneur gesiegelt hatte, eine zweite Schrift. Dann trat er wieder auf mich zu und sagte:

»Ich schenke Dir ein zwischen Troitze und Perislaw gelegenes Gut mit fünfhundert Bauern. Reise in dieser Nacht ab und komm nie wieder nach Petersburg. Wenn Du plauderst, so weißt Du, welche Strafe Deiner wartet. Geh.«

Ich reiste ab und bin nie wieder nach Petersburg gekommen. Es ist das erste Mal, daß ich einem lebenden Wesen diese Geschichte erzählt.

* * *

Dies ist eine der vielen Geschichten von der Festung.

Eine andere Geschichte, die kürzer aber nicht minder furchtbar ist, mag hier später noch eine Stelle finden.

VI.

In meinen biographischen Notizen über Peter I. erwähnte ich die Geburt seiner beiden Töchter Anna und Elisabeth.

Anna vermälte sich mit einem Prinzen von Holstein-Gottorp und hatte einen Sohn, der nachmals als Peter III. den russischen Thron bestieg.

Elisabeth, die zweite Tochter Peters I., war, wie ihre Schwester Anna, ein Sprößling doppelten Ehebruches, denn bei ihrer Geburt war ihr Vater noch mit Eudoxia Feodorowna Lapuchin, und ihre Mutter Katharina I. mit dem verschwundenen, aber noch lebenden schwedischen Trabanten vermält. Ihre Tante Anna Iwanowna, die Tochter des blödsinnigen

Iwan, hatte sie kraft des von den Zaren und Zarinnen angemaßten Rechtes, ihre Nachfolger zu wählen, von der Thronfolge ausgeschlossen, um den kleinen Iwan Antonewitsch, den Enkel ihrer mit dem Herzoge Carl Leopold von Mecklenburg vermälten Schwester, auf den Thron zu setzen. Anna Kärlowna, die Tochter des Herzogs von Mecklenburg, war nemlich seit 1739 mit dem Herzoge Anton Ulrich von Braunschweig vermält, gebar drei Monate vor dem Tode der Kaiserin Anna den jungen Zar Iwan Antonewitsch.

Dieser wird auch der Held einer mit der Festung Schlüsselburg in Verbindung stehenden Schauergeschichte seyn.

Der Enkel von Iwans Tochter erhielt den Vorzug vor der Tochter Peter des Großen, weil die damals dreißigjährige Prinzessin Elisabeth allein regiert haben würde, der drei Monate alte kleine Iwan hingegen die ganze Regierungsgewalt in den Händen eines Regenten lassen mußte.

Der arme kleine Zar regierte dem Namen nach acht Monate und bezahlte diese kurze Regierung mit zweiundzwanzigjährigem Gefängniß und einem blutigen Tode.

Biron, der zum Regenten ernannt wurde, war der Enkel eines Stallknechtes im Dienste der Herzogs Jacob III. von Curland. Der Stammvater der Familie hatte zwei Söhne, von denen der eine in polnische Dienste trat, der andere in Curland blieb. Dieser begleitete als Stallmeister den Sohn seines Herrn, der bei der Belagerung von Ofen erschossen wurde. Nach seiner Rückkehr erhielt er zum Lohn für seine Dienste den Titel eines Jagdcapitäns.

Der ältere, Johann Ernst, gewann die Gunst Bestuschew's, des Obberhofmeisters der Herzogin von Curland,

wurde ihr Günstling, und nahm den Titel der französischen Herzoge von Biron an.

Als die Herzogin von Curland den russischen Thron bestieg, wurde Biron Herzog von Curland.

Biron war bei den Russen sehr verhaßt. Er wollte ihre Sprache nicht erlernen, um die Gesuche der Unterthanen an die Kaiserin nicht zu lesen. Er war ein finsterer, entsetzlicher Despot, dieser Günstling; seine Bluturtheile wurden ohne Untersuchung, ohne Prozeß und Spruch vollzogen, er fand es nicht einmal nothwendig durch gewisse Förmlichkeiten wenigstens den Schein zu retten. Mißfiel ihm Jemand, so schickte er vier verlarvte Schergen ab, die den bezeichneten Mann zu einer gelegenen Zeit und an einem schicklichen Orte ergriffen und in einen bedeckten Wagen brachten. Der Wagen fuhr dann nach Sibirien — und kam leer zurück.

Was aus dem Manne geworden war? Seine Angehörigen getrauten sich nicht einmal Erkundigungen einzuziehen. Man sah ihn nie wieder, und sehr selten hörte man nach langer Zeit etwas von ihm.

Man versichert, daß in den zehn Jahren der Schreckensregierung dieses Günstlings an fünfundzwanzigtausend Personen verbannt, meuchlings ermordet oder hingerichtet sind. Er hatte nach Pholaris, Nero und Ludwig XI. eine neue Todesart erfunden: in der furchtbaren russischen Kälte von 25 bis 30 Graden ließ er dem Verurtheilten Wasser über den Kopf schütten bis daß der lebende Körper nach und nach zur Eissäule erstarrte. *) Einen russischen Edelmann, Na-

*) Ein haarsträubendes Beispiel einer solchen grausamen Hinrichtung findet sich in dem nächstens erscheinenden russischen

mens Wonitzin, der zum Judenthum übergetreten war, ließ er nebst dem, der ihn dazu verleitet hatte, lebendig verbrennen.

So lange die Kaiserin Anna lebte, war Biron gegen den Haß der Russen geschützt; nach ihrem Tode aber brach dieser Haß gegen ihn los. Er täuschte sich selbst, er ahnte nicht wie unglaublich er gehaßt wurde. Der stolze Despot hielt sich für populär. Die Mutter des kleinen Zaren behandelte er mit Geringschätzung, und eines Tages vergaß er sich so weit, daß er zu ihr sagte: »Bedenken Sie, daß ich Sie sammt Ihrem Gemal nach Deutschland schicken und einen gewissen Herzog von Holstein nach Rußland kommen lassen kann. Und das werde ich thun, wenn man mich dazu zwingt.«

Dieser Herzog von Holstein war Peter Feodorowitsch, der Sohn von Anna Petrowna, der ältern Tochter Peter des Großen. Er ist der im Anfange dieses Capitels erwähnte nachmalige Zar Peter III. Er regierte nicht viel länger als der unglückliche Iwan, wurde auch nicht viel älter als dieser und nahm ein eben so tragisches Ende.

Diese Drohung des Regenten brach das Eis zwischen ihm und den Eltern des jungen Zaren.

Am russischen Hofe befand sich damals ein alter deutscher General, der streng gegen sich selbst und gegen Andere war. Er hatte mit dem Prinzen Eugen, der ihn seinen liebsten Zögling nannte, den Erbfolgekrieg mitgemacht und war nachher in russische Dienste getreten; Peter der Große hatte ihm die Ausführung des Ladogacanals übertragen. Nach dem Tode Peter III. hatte Anna Iwanowna die höchsten Würden zwi-

Sittengemälde »Der Eispalast«. Dieser Roman enthält auch eine scharfe, wahrheitsgetreue Characteristik Biron's.

schen ihm und dem Vicekanzler Ostermann getheilt. Dieser war ebenfalls ein Ausländer von großem Genie, der sich aus dem Bürgerstande zu den höchsten Ehrenstellen aufgeschwungen hatte und später das Schaffot besteigen, aber wieder herabsteigen sollte, um in die Verbannung zu gehen.

Der tapfere Krieger, den Anna Iwanowna zum Feldmarschall und Geheimrath ernannt hatte, war Burkhard Christoph Graf von Münnich. Er hatte die Polen und Türken geschlagen, Perekop, Otschakow und Choczim genommen.

Biron, der seinen Einfluß fürchtete, schickte ihn in den Krieg, während er ungestört schaltete und waltete. Einer dieser durch Biron's Neid angezettelten Krieg kostete dem Lande hunderttausend Mann; aber Münnich's Kriegsruhm wurde immer glänzender. Er war auf den schwierigsten Märschen immer an der Spitze seiner Truppen und hielt furchtbar strenge Mannszucht. Stabsoffiziere wurden vor die Kanonen gespannt, und wenn sie nicht mehr ziehen konnten, wurden sie gezogen. Viele Soldaten stellten sich krank, um nicht durch die sandigen Steppen marschiren zu müssen. Münnich erließ einen Tagsbefehl, in welchem das Erkranken bei Todesstrafe verboten wurde. Drei Soldaten, die des freiwilligen Erkrankens überwiesen wurden, ließ der Feldherr vor der Fronte der Armee lebendig begraben, und Infanterie, Cavallerie und Artillerie marschirte über das Grab hinweg. Von diesem Tage an war der Gesundheitszustand der Armee ganz befriedigend.

Bei der Belagerung von Otschakow entstand durch eine Bombe in der Stadt eine Feuersbrunst, welche die Einwohner nicht zu löschen vermochten. Münnich benützte die Verwirrung und befahl die Festung mit Sturm zu nehmen. Das Feuer hatte bereits den Wall erreicht, der erstürmt wer-

den mußte. Es war also ein doppelter Kampf zu bestehen: gegen den Feind und gegen die Flammen. Die Russen wichen zurück. Münnich ließ hinter ihnen eine Batterie Geschütz auffahren, so daß sie nur auf den Wällen eine Zuflucht finden konnten. Drei Pulvermagazine flogen in die Luft und bedeckten die Belagerten wie die Belagerer mit Trümmern; aber die Russen hatten keine Wahl, sie mußten vorwärts. Die Festung wurde genommen. Einem andern Feldherrn wäre es nicht gelungen.

Der mit Lorbern gekrönte Feldherr wurde nach seiner Rückkehr in die Hauptstadt zum Premierminister ernannt. Eines Tages, als er der Mutter des jungen Zaren eine jener unangenehmen Nachrichten brachte, mit denen ihn Biron nie verschonte, sagte die Prinzessin zu ihm:

»Herr General, überreden Sie den Herzog, daß er mich mit meinem Gemal und meinem Sohne nach Deutschland zurückkehren lasse.«

»Warum?« fragte Münnich.

»Weil es, wie ich glaube, das einzige Mittel ist, dem uns bevorstehenden Schicksal zu entgehen.«

»Sie hoffen noch mehr,« erwiederte Münnich, indem er sie scharf ansah.

»Ja, ich habe immer gehofft, daß ein muthiger, entschlossener Mann meine Lage würdigen und mir seine Dienste anbieten werde.«

»Haben Sie einen solchen Mann schon gewählt?«

»Nein, ich erwartete immer seinen freiwilligen Antrag.«

»Haben Sie schon mit Jemanden von Ihren Erwartungen gesprochen?«

»Nein, mit Niemanden.«

»Es ist gut,« sagte Münnich, »der muthige, entschlossene Mann ist gefunden. Ich bin bereit, Alles auf mich zu nehmen, doch unter der Bedingung, daß ich ganz freie Hand behalte und ohne fremde Einmischung, nach meinem Ermessen handle.«

»Ich vertraue mich Ihrer Ehre an, Herr General.«

»Sie können darauf zählen.«

»Wann wollen Sie Ihren Plan in Ausführung bringen?«

»In dieser Nacht.«

Anna von Mecklenburg erschrak und wollte einige Gegenvorstellungen machen.

»So muß es seyn, Hoheit,« entgegnete der Feldmarschall, »oder ich will mit der Sache nichts zu thun haben.«

Anna sann einen Augenblick nach, dann sagte sie entschlossen:

»Thun Sie was Sie für gut finden.«

Münnich entfernte sich.

Es war am 28. October 1740.

Der Feldmarschall speiste bei dem Regenten.

Bei Tische war Biron verstimmt und wortkarg. Münnich fragte um die Ursache der Verstimmung.

»Es ist sonderbar,« sagte Biron; »ich habe heute sehr wenig Menschen auf der Straße gesehen, und die wenigen Leute, die mir begegneten, schienen mir traurig, niedergeschlagen, unruhig.«

»Ich glaube die Ursache zu errathen,« erwiederte Münnich; »alle Leute mißbilligen das Benehmen des Herzogs von Braunschweig, der gegen Ew. Durchlaucht nicht so dankbar ist, wie er seyn sollte.«

»Das ist möglich,« antwortete Biron, der sich immer gern selbst täuschte.

Aber er blieb doch immer verstimmt und in sich gekehrt.

Nach aufgehobener Tafel begab sich Münnich zu der Prinzessin Anna.

»Haben mir Eure Hoheit noch etwas zu befehlen?« fragte er.

»Es soll also wirklich diese Nacht geschehen?«

»Ja wohl.«

»Sagen Sie mir wenigstens wie Sie es anfangen wollen.«

»Fragen Sie mich nicht; Sie würden meine Mitschuldige, wenn ich's Ihnen sagte. — Nur Eines kann ich Ihnen sagen: Erschrecken Sie nicht, wenn ich Eure Hoheit gegen drei Uhr wecke und aus dem Bett hole.«

»Gut,« erwiederte die Prinzessin; »ich lege das Geschick meines Sohnes und meines Gemals, so wie mein eigenes in Ihre Hände.«

Als Münnich die Prinzessin verließ, begegnete ihm der Graf Löwenfeld, der sich ebenfalls zu dem Herzoge vou Curland begab, bei welchem er, wie der Feldmarschall, zum Abendessen eingeladen war.

Sie fanden den Herzog noch in der vorigen unruhigen, niedergeschlagenen Stimmung. Er lag in vollen Kleidern auf dem Bett und klagte über eine noch nie gefühlte Abspannung. Die beiden Gäste sagten, es sey nur eine Unpäßlichkeit, die snach einer guten Nacht verschwinden werde.

Um das stockende Gespräch wieder in Gang zu bringen, prach Münnich von seinen Feldzügen und von den verschiedenen Schlachten, die er seit vierzig Jahren mitgemacht.

Plötzlich fragte ihn Löwenfeld:

»Herr Feldmarschall, haben Sie auf Ihren Feldzügen nie in der Nacht einen Hauptschlag geführt?«

Diese Frage kam so unerwartet und paßte so genau zu der Situation, daß Münnich etwas betroffen war; aber er faßte sich schnell wieder und antwortete ganz ruhig:

»Ich erinnere mich nicht, zur Nachtzeit jemals etwas Außerordentliches unternommen zu haben; aber ich habe den Grundsatz, jede günstige Gelegenheit zu benützen.«

Aber er konnte nicht unterlassen, einen Seitenblick auf den Herzog von Curland zu werfen.

Der Herzog richtete sich bei der Frage des Grafen Löwenfeld auf, stützte sich auf den Ellbogen, hörte die Antwort des Feldmarschalls mit gespannter Aufmerksamkeit an und sank dann seufzend auf das Bett zurück.

Um zehn Uhr gingen die Gäste fort. Münnich begab sich nach Hause und ging wie gewöhnlich zu Bett; aber er gestand selbst, daß er kein Auge schließen konnte.

Um zwei Uhr nach Mitternacht stand er auf, ließ seinen Adjutanten Manstein rufen, ertheilte ihm seine Befehle und begab sich mit ihm in den Palast der Prinzessin Anna.

Alle auf Wache befindlichen Offiziere beschied er in's Vorzimmer. Dann ging er in die Gemächer der Prinzessin und kam nach einigen Minuten wieder mit ihr heraus.

»Meine Herrin,« sagte er, »Ihre Hoheit kann die Beleidigungen, die sie von dem Regenten zu erdulden hat, nicht länger ertragen; sie nimmt ihre Zuflucht zu Ihrem Patriotismus und stellt Sie unter meinen Befehl. Es handelt sich um die Verhaftung des Herzogs von Curland; sind Sie bereit?«

»Nein, meine Herren,« sagte die Prinzessin vortretend

und den Offizieren die Hände zum Kuß reichend, »ich befehle nicht, ich bitte.«

Die Offiziere küßten die dargebotenen Hände, einige beugten ein Knie vor der Prinzessin. Alle sprachen ihren Haß gegen den Herzog von Curland aus.

Die Wache bestand aus hundertvierzig Mann. Vierzig Mann blieben im Palast zurück. Münnich begab sich in Begleitung seines Adjutanten und einiger anderen Offiziere in den Sommerpalast, wo Biron wohnte.

Zweihundert Schritte vom Sommerpalast machte die kleine Truppe Halt. Hier schickte der Feldmarschall seinen Adjutanten Manstein an die Offiziere, die bei dem Regenten die Wache hatten, um ihnen anzuzeigen was vorging. Die wachhabenden Offiziere, denen der Herzog eben so verhaßt war wie ihren Cameraden, schlossen sich ihnen sogleich an und boten sogar ihre thätige Mitwirkung bei der beabsichtigten Verhaftung Biron's an.

Manstein überbrachte dem Feldmarschall diese erfreuliche Nachricht.

»Dann geht ja die Sache leichter, als ich glaubte,« sagte Münnich. »Nehmen Sie einen Offizier und zwanzig Mann mit, gehen Sie mit ihnen in den Palast, verhaften Sie den Herzog, und wenn's nöthig ist, schlagen Sie ihn todt wie einen Hund.«

Manstein gehorchte. Er ging schnurstracks in das Schlafzimmer des Herzogs, der an der Seite seiner Gemalin im Bett lag. Beide schliefen so fest, daß sie nicht einmal durch den Lärm, den das Aufsprengen der Thür machte, aufgeweckt wurden.

Als Manstein sah, daß sich nichts regte, trat er ans Bett, zog die Vorhänge zurück und sagte:

»Wachen Sie auf, Herr Herzog!«

Biron und seine Gemalin erwachten, und als sie ihr Bett mit Soldaten umgeben sahen, riefen sie um Hilfe und zugleich schlüpfte der Herzog auf der Rückseite auf den Fußboden, um sich unter dem Bett zu verstecken. Aber Manstein holte ihn hervor; die Soldaten verstopften ihm den Mund und banden ihm die Hände mit einer Schärpe zusammen. Dann wurden Mann und Frau in Bettdecken gehüllt und in die Hauptwache getragen.

Als die Herzogin von Curland erfuhr, daß der Feldmarschall Münnich den Befehl zu dieser Verhaftung gegeben, sagte sie: »Ich hätte eher den Einsturz des Himmels erwartet, als ein solches Benehmen des Marschalls gegen mich.«

Biron wurde sammt seiner Gemalin nach Sibirien geschickt. Der Herzog Anton Ulrich von Braunschweig wurde zum Generalissimus und Münnich zum Premierminister ernannt. Dadurch verlor Ostermann fast seinen ganzen Einfluß.

Aber schon nach drei Monaten bewies Münnich der Regentin und dem Mitregenten, daß sie nichts Besseres thun könnten, als undankbar seyn gegen den Mann, dem sie Alles verdankten, da es nicht in ihrer Macht stehe ihn würdig zu belohnen. Im Mai 1741 verlangte er seinen Abschied, der ihm auch gegeben wurde.

Er blieb in Petersburg und begnügte sich seine Feinde durch seine Anwesenheit zu beunruhigen.

Die Herzogin Anna hatte bei der Uebernahme der Regentschaft nicht versäumt, sich Treue schwören zu lassen. Unter den Personen, welche diesen Eid geleistet hatten, war die

Prinzessin Elisabeth, die als Tochter Peter des Großen eben so viele Rechte auf die Krone zu haben glaubte, wie die Tochter Iwans und der Urenkel Peters. Sie hatte sich sagen las- und behielt auch im Gedächtniß, daß die meisten Soldaten, welche unter Münnich's Befehl den Herzog von Curland verhaftet hatten, auf ihren Befehl und in ihrem Interesse zu handeln glaubten.

Uebrigens kümmerte man sich wenig um die Prinzessin Elisabeth. Sie war schön und liebte die sinnlichen Genüsse. Um in jeder Beziehung frei zu bleiben, wollte sie sich nie vermälen. Sie erklärte frei und offen, daß das Leben nur durch die Liebe glücklich seyn könne. Dabei liebte sie die Tafelfreuden, den Luxus und die Zerstreuungen, so daß die Regentin glaubte, sie habe von der Prinzessin Elisabeth nichts zu fürchten, so lange es derselben nicht an Geld fehle.

Die Prinzessin Elisabeth führte wirklich ein sehr lustiges Leben und schien sich um die Politik gar nicht zu kümmern. Man hatte ihr schon unter der Kaiserin Anna viel Freiheit gelassen, und sie hatte den umfassendsten Gebrauch davon gemacht.

In einer Depesche des französischen Gesandten Ponceau vom 28. Mai 1730 (also zehn Jahre früher, als Elisabeth erst zwanzig Jahre alt war) heißt es:

»Die Prinzessin Elisabeth ist oder stellt sich seit einiger Zeit krank. Man glaubt, sie ärgere sich, daß man ihr die Zarin Anna vorgezogen, und schütze eine Unpäßlichkeit vor, um nicht bei der Krönung zu seyn. Es heißt nemlich, sie befinde sich in interessanten Umständen und könne sich deshalb nicht im Gallakleide zeigen. Ob es die Wahrheit ist, oder nicht, vermag ich nicht zu entscheiden, aber es ist gewiß, daß sie ein sehr regelloses Leben führt, und die Zarin scheint es gar nicht

ungern zu sehen, daß sie sich in der öffentlichen Meinung schadet; denn statt den Geliebten, der ein Grenadier, wenn auch von Adel, ist, zu entfernen, hat ihn Ihre Majestät vom Dienste befreit, damit er sich immer dem Dienste der Prinzessin widmen könne.« *)

Es war in der That sehr gütig von der Zarin. Sie hatte freilich die ganze Armee unter ihrem Befehl und konnte ihrer Cousine wohl einen einzigen Mann überlassen.

Dieses gemüthliche Verhältniß war indeß nicht von langer Dauer. Der Herzog von Curland fand den schönen Grenadier gefährlich und beschloß ihn durch seinen Bruder, den Major Biron, zu verdrängen.

Der arme Grenadier wurde eines Tages in eine Kutsche gepackt und nach Sibirien geschickt, als ob er ein vornehmer Mann gewesen wäre.

Die Prinzessin Elisabeth wies den Major Biron standhaft zurück. Die Folge davon war, daß der junge Iwan, der Enkel der Herzogin von Mecklenburg, nach dem Tode der Zarin Anna den Vorzug erhielt.

Elisabeth hatte indeß keineswegs die Absicht, sich dem Cultus der Vesta zu widmen. Wir werden noch einen Blick auf das Privatleben der Prinzessin werfen, welche von den Russen Elisabeth »die Gütige« genannt wurde, weil unter ihrer Regierung gar keine Hinrichtung stattfand. Dies war freilich ein großer Abstand gegen die Zeit der Zarin Anna, unter deren Regierung eilftausend Personen durch verschiedene zum Theil sehr sinnreiche Todesarten das Leben verloren hatten. Die sinnliche Liebe führte Elisabeth zur allgemeinen Menschenliebe.

*) Dieser Günstling hieß Schubin.

VII.

Wir sind, wenn ich nicht irre, bei der Verbannung des Grenadiers Schubin stehen geblieben. Er war ein so verdienstvoller Mann, daß er durch einen einzigen Nachfolger nicht zu ersetzen war: die Prinzessin Elisabeth mußte deren zwei nehmen.

Diese beiden Nachfolger Schubin's waren Alexei Grigorjewitsch Rosumowskij und Michael Woronzow. Beide waren berufen, unter der Regierung der nachmaligen Kaiserin Elisabeth eine wichtige Rolle zu spielen.

Ein kleinrussischer Bauer, Namens Gregor Rasumowskij hatte zwei Söhne gehabt: Alexei und Cyrill. Alexei hatte eine schöne Stimme: er wurde Sänger in der Hofcapelle, nachdem er im Chor einer kleinen Provinzstadt gesungen hatte.

Die Prinzessin Elisabeth bemerkte die schöne Stimme und das angenehme Aeußere des jungen Sängers und nahm ihn in den Dienst ihrer Privatcapelle.

Woronzow war von guter Familie, obgleich er nicht der im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert so berühmt gewordenen Familie dieses Namens angehörte. Das alte Bojarengeschlecht Woronzow erlosch im Jahre 1576. Der erste Ahnherr dieses zweiten Geschlechtes, welches in neuester Zeit noch berühmter geworden ist als das erste, war Gawrilo Woronzow, der bei der Belagerung von Tschigirin in Kleinruß-

land blieb. Sein Sohn Holarwin Woronzow hatte drei Söhne: Roman, Michail und Iwan. Der zweite wurde der Günstling der Prinzessin Elisabeth. Rasumowsij war nemlich 1709 geboren und folglich im gleichen Alter mit der Prinzessin, Michael Woronzow hingegen war jünger.

Zu diesen beiden Günstlingen kam noch ein dritter, der eigentlich nicht zu zählen ist, weil er Leibarzt der Prinzessin war. Er hieß Hermann Lestocq.

Dieser Lestocq ist vielen Lesern, die sich nicht mit der russischen Geschichte beschäftigt haben, durch eine mit großem Beifall aufgeführte Scribe'sche Oper bekannt geworden. Man darf ihn freilich nicht nach dieser Oper beurtheilen. Einen richtigeren Begriff von ihm geben die Depeschen der Gesandten, welche sich zur Zeit der Revolution von 1741 am russischen Hofe befanden.

Lestocq war der Sohn eines Barbiers. Die Barbierssöhne kamen damals mit der Lanzette auf die Welt. Wer Ader lassen konnte, war dem Chirurgen schon näher als dem Barbier, zumal in Rußland.

Lestocq wurde Chirurg, ging nach Petersburg und kam in das Haus der Prinzessin Elisabeth. Es war in der That ein sehr gutes Haus, Jedermann wünschte demselben anzugehören.

Kaum war Lestocq im Dienste der Prinzessin, so gab er sich alle Mühe sie auf den Thron zu bringen. Dies war eben nicht schwer. Die Prinzessin war das Haupt der altrussischen Partei: die Regentin lebte mit ihrem Gemal in der größten Zwietracht. Eine ihrer Hofdamen, Julie von Mengden, besaß ihre unbegrenzte Gunst und übte einen bedeutenden Einfluß

auf die Staatsgeschäfte. Der Graf von Münnich, der wahre Degen des Thrones, war ins Privatleben zurückgetreten. Ostermann, der das Auge des Thrones hätte seyn sollen, litt an der Gicht und leitete die Staatsgeschäfte fast immer von seinem Bett aus.

Ueberdies hätte die Regentin auch den Vicekanzler Ostermann gern entlassen; ihre Favoritin Julie von Mengden hätte ja den ersten Minister wohl ersetzen können; hatte doch diese Dame eine fast unbeschränkte Gewalt, während der Gemal der Regentin eine klägliche Rolle spielte.

Eine Depesche des englischen Gesandten Finch stellte die Stimmung der altrussischen Partei sehr treffend dar. Die Ansichten dieser Partei haben sich in hundertzwanzig Jahren wenig oder gar nicht geändert.

»Die Edelleute, die etwas zu verlieren haben,« heißt es in jener Depesche, »halten größtentheils an dem Bestehenden fest und lassen sich durch den Strom forttreiben. Viele unter ihnen sind Stockrussen, und nur Gewaltmaßregeln vermögen ihre Rückkehr zu den früheren Sitten und Gewohnheiten zu verhindern. Es ist nicht einer unter ihnen, der nicht Petersburg in die Tiefe des Meeres und alle eroberten Provinzen zum Teufel wünscht, um wieder nach Moskau zu gehen, wo sie in der Nähe ihrer Güter glänzender und billiger leben könnten. Mit Europa wollen sie gar nichts zu thun haben. Sie hassen die Ausländer; höchstens möchten sie dieselben im Kriegsdienste verwenden und später fortjagen. Eine eben so große Abneigung haben sie gegen Seereisen, sie würden sich lieber an die entferntesten, entsetzlichsten Orte Sibiriens, als an Bord einer Flotte schicken lassen. Der Clerus hat viel Einfluß, und aus einigen Anzeichen kann man schließen, daß er

der gegenwärtigen Regierung große Sorgen und Verlegenheiten bereiten wird.«

Dies ist die politische Meinung des englischen Gesandten. Seine moralische Meinung spricht er nicht minder klar und bündig aus:

»Ich kenne hier Niemand, der in einem andern Lande für einen nur halbwegs ehrenhaften Mann gelten würde.«

An einer solchen Gesellschaft wollte der Wundarzt Lestocq seine große Operation vornehmen.

Im Allgemeinen sind Fürstinnen von dem Charakter der Prinzessin Elisabeth beim Volke beliebt: bei dem Weibe entschuldigt man gern weibliche Schwächen.

Elisabeth hatte sich unter den Offizieren, ja sogar unter den Soldaten Freunde gemacht; denn sie redete sie immer mit freundlichem Gesicht und offener Hand an. Lestocq bot seinerseits Alles auf, diese militärische Popularität zu fördern.

Er hatte überdies häufige Unterredungen mit dem französischen Gesandten La Chétardin. Diese Unterredungen zeigte der englische Gesandte Finch seiner Regierung an. Der ehrenwerthe Puritaner spielte in Petersburg vergebens die Rolle des Diogenes, er konnte trotz seiner diplomatischen Laterne keinen ehrlichen Menschen finden.

Am 21. Juni 1741, also kurz vor der Katastrophe, welche die Regentin, ihren Gemal und den kleinen Zar stürzte, schrieb er nach London:

»Ich habe dem Grafen Ostermann über die Intrigue des französischen und des schwedischen Gesandten verschiedene Mittheilungen gemacht. Er spielte den Unwissenden; er pflegt in schwierigen Verhältnissen immer sehr zurückhaltend zu seyn.

So zum Beispiel hatte er die Gicht in der rechten Hand, als er nach dem Tode Peters II. die Urkunde, welche die Macht seines Nachfolgers beschränkte, unterzeichnen sollte. Er ist ein Lootse für schönes Wetter, aber wenn der Sturm tobt, kriecht er ins Zwischendeck. Er versteckt sich immer, wenn der Thron wankt.«

Mr. Finch theilte seine Besorgnisse dem Herzog von Braunschweig mit. Dieser wußte, daß sich der französische Gesandte oft verkleidet in der Nacht zu der Prinzessin Elisabeth begab; er beabsichtigte sie in ein Kloster zu sperren, wenn ihr Benehmen immer anstößiger würde.

»Das könnte gefährlich werden,« schreibt der englische Gesandte; »denn die Prinzessin hat durchaus keine Neigung zum Klosterleben, und sie ist außerordentlich beliebt und populär.«

Lestocq, von dieser Stimmung unterrichtet, war der Meinung, daß es Zeit sey, einen entscheidenden Schlag zu thun.

Er war ein Mann von vielseitigem Talent. Er trieb nicht nur die Arzneikunst und die Politik mit Erfolg, sondern er zeichnete auch in seinen Mußestunden. Er zeichnete ein großes schönes Bild, das er der Prinzessin überreichte. Dieses Bild war doppelt: auf der einen Seite hatte er die Prinzessin auf dem russischen Throne sitzend, mit Scepter und Krone dargestellt; er selbst stand zu ihren Füßen, und auf seiner Brust glänzte das Großkreuz des Andreasordens. Auf der andern Seite war die Prinzessin mit geschorenem Kopfe und er selbst auf einem Rade abgebildet, mit der Unterschrift: »Heute das Eine oder morgen das Andere.«

Man sieht, daß die damaligen Staatskünstler wenigstens das Verdienst einer gedrängten Kürze des Ausdrucks hatten.

Elisabeth entschloß sich schnell. Die folgende Nacht wurde zur Ausführung des großen Unternehmens bestimmt. Es war die Nacht vom 24. zum 25. November 1741.

Um Mitternacht kniete Elisabeth vor einem Bilde der heiligen Jungfrau nieder und betete. Dann schmückte sie sich mit dem Bande des Katharinenordens, den Peter I. zum Andenken an die wunderbare Befreiung seiner Armee im türkischen Kriege gestiftet hatte.

Lestocq und Michail Woronzow stiegen hinten auf ihren Schlitten. Alle Drei begaben sich in die Caserne des Garderegiments Preobraschensk, des ersten von Peter dem Großen gegründeten regelmäßigen Corps.

Hier wurden mit Hilfe der ihr befreundeten Offiziere schnell dreihundert Grenadiere für ihren Plan gewonnen.

»Freunde,« sagte Elisabeth zu ihnen, »Ihr wißt, wessen Tochter ich bin. Folget mir!«

»Wir sind bereit,« antworteten die Soldaten; »wir wollen sie Alle niedermachen.«

Das war mehr als Elisabeth verlangte; sie befahl ihnen vielmehr, Niemand zu tödten, und ging zum Winterpalast.

Die dreihundert Grenadiere folgten ihr mit geladenen Gewehren und aufgesteckten Bajonneten.

In der Hauptwache schlug ein Trommler Lärm, aber das Trommelfell wurde sogleich mit einem Messer durchschnitten.

Wer diesen geschickten Schnitt machte? ob Elisabeth oder

Lestocq? Beide nahmen ihn für sich in Anspruch. Wir sind der Meinung, daß es Lestocq gethan: er war ja an den Gebrauch des Secirmessers, der Lanzette gewöhnt. Woher sollte auch Elisabeth so geschwind ein Messer genommen haben?

Die Trommel schwieg, die Hauptwache wurde genommen, die Soldaten gesellten sich zu ihren Cameraden und man nahm, ohne den mindesten Widerstand zu finden, von dem Winterpalast Besitz. Nur die vor der Thür des kleinen Zaren stehende Schildwache empfing die Verschworenen mit gefälltem Bajonnet.

»Was machst Du da, Verblendeter!« rief Lestocq der Schildwache zu; »bitte deine Kaiserin um Gnade!«

Der Soldat fiel auf die Knie.

Der Herzog und die Herzogin von Braunschweig wurden, wie früher der Herzog und die Herzogin von Kurland, im Bett verhaftet. Der kleine Iwan, der in seiner Wiege erwachte, fing an zu weinen, als er sich von Soldaten umringt sah.

Der unglückliche kleine Zar, dessen Schmerzenskampf einundzwanzig Jahre dauern sollte!

Seine Amme eilte herbei und nahm ihn auf den Arm; aber ihre fast mütterlichen Liebkosungen vermochten ihn nicht zu beruhigen.

Man brachte Vater, Mutter und Kind in den Palast Elisabeths.

In derselben Nacht verhaftete man den Feldmarschall Münnich, den Vicekanzler Ostermann und Einige von denen, die bei dem Sturz Biron's und der Erhebung des jungen Iwan mitgewirkt hatten.

Drei Tage nachher erklärte Elisabeth, daß die Prinzessin Anna, ihr Gemal und ihr Sohn keine Ansprüche auf den russischen Thron hätten, und nach Deutschland zurückgeschickt werden sollten. Inzwischen schickte sie sie nach Riga, dann in die Festung Dinamünde, dann nach Cholmogori, einer Stadt auf einer Insel der Dwina am weißen Meere, endlich nach Schlüsselburg, wo der unglückliche Iwan als Waise ankam. Anna Karlowna war auf der Reise gestorben, und der Herzog von Braunschweig, der wenig zu fürchten war, hatte seine Freiheit wieder erhalten.

Lestocq erhielt einen Jahresgehalt von siebentausend Silberrubeln, wurde in den Grafenstand erhoben und zum Geheimrath ernannt. Dabei blieb er Leibarzt der Kaiserin Elisabeth, die ihm ihr mit Diamanten besetztes Porträt schenkte.

Woronzow wurde ebenfalls in den Grafenstand erhoben und trat ins Ministerium. Rasumowskij erhielt den Grafentitel nebst dem Großkreuz des Annenordens; außerdem wurde er zum Oberjägermeister und später zum Feldmarschall ernannt.

Sein Bruder Cyrill wurde im Alter von zweiundzwanzig Jahren zum Hetman der Kosaken ernannt.

Der französische Gesandte La Chétardie wurde der Lenker der Politik, er lenkte sie — zum Nutzen Frankreichs.

Schwarz, ein deutscher Musiker, der die Kaiserin auf ihrem nächtlichen Zuge begleitet hatte, erhielt eine Geldbelohnung.

Die dreihundert Grenadiere vom Regiment Preobraschensk bildeten ein Elitecorps, in welchem die gemeinen Soldaten Lieutenantsrang, die Corporale und Feldwebel Hauptmanns-

und Majorsrang bekamen. Die sechs Offiziere, welche die Mannschaft verleitet hatten, wurden zu Oberstlieutenants ernannt.

Die Kaiserin Elisabeth erklärte sich selbst zum Capitän in diesem Elitecorps und trug bei gewissen Gelegenheiten die Uniform.

Die erste Forderung der altrussischen Partei, an deren Spitze Elisabeth stand, war die Austreibung der Ausländer — mit anderen Worten die Verbannung der Bildung, der Wissenschaften und Künste, zumal der höheren Kriegskunst.

Dem Feldmarschall Münnich, einem der größten Feldherren jener Zeit, und dem Vicekanzler Ostermann, einem der größten Staatsmänner, wurde der Prozeß gemacht. Sie wurden zum Rade verurtheilt.

Am 18. Februar 1742 wurden die Verurtheilten auf den Richtplatz geführt. Es waren Ostermann, Münnich, Golowkin, Mengden und Löwenfeld; die drei Letzteren waren nur zur Enthauptung verurtheilt.

Sie betraten um zehn Uhr Vormittags das Blutgerüst. Sie hatten sich den Bart abscheren lassen, mit Ausnahme Münnich's, der wie gewöhnlich gepudert und frisirt erschien. Seit dem Anfange des Prozesses hatte der tapfere Krieger nicht die mindeste Furcht gezeigt, und auf dem Wege von der Citadelle zum Schaffot scherzte er mit seinen Wachen.

Ostermann wurde auf einem Sessel getragen, er konnte nicht gehen. Er war der Kaiserin Elisabeth unter Allen am meisten verhaßt, er wußte es und erwartete keine Begnadigung. Als er indeß einen Blick auf das Schaffot warf, sah er nur einen Block und den neben demselben stehenden Scharfrichter.

Man las ihm das Urtheil vor; er hörte es mit großer Anstrengung stehend, mit stolzer, fester Haltung an. Das Urtheil lautete, wie schon erwähnt, auf den Tod durch das Rad, aber die Gnade der Kaiserin hatte diese Todesstrafe in Enthauptung verwandelt.

Er nickte mit dem Kopfe und sagte mit der größten Ruhe:

»Danket der Kaiserin in meinem Namen.«

Die Soldaten ergriffen ihn nun und schleppten ihn an den Block, Der Scharfrichter nahm ihm Mütze und Perrücke ab, knöpfte seinen Hemd- und Schlafrockkragen auf.

»Kniet nieder und legt den Kopf auf den Block,« sagte der Nachrichter.

Ostermann gehorchte.

Der Scharfrichter hob seinen Säbel; aber statt den Todesstreich zu thun, hielt er den Säbel über dem Haupte des Verurtheilten gezückt. Der Gerichtsschreiber las nun weiter und kündigte dem vormaligen Vicekanzler an, die Kaiserin schenke ihm das Leben und verurtheile ihn nur zur ewigen Verbannung.

Ostermann stand auf, machte eine Verbeugung und sagte zu dem Scharfrichter:

»Dann gebet mir meine Perrücke und Mütze wieder.«

Er setzte Perrücke und Mütze wieder auf, knöpfte Hemd und Schlafrock wieder zu und verließ das Schaffot so ruhig, wie er es betreten hatte.

Auch Münnich und die drei Anderen wurden zu ewiger Verbannung begnadigt. Münnich wurde nach Pelin in Sibirien geschickt und in dasselbe Haus einquartirt, welches nach seinem Plane für Biron erbaut worden war.

Ostermann wurde nach Beresow gebracht, wo er im Jahre 1747 starb.

Schubin wurde überall gesucht, aber in einem Lande von mehren hunderttausend Quadratmeilen ist ein abhandengekommener Mensch nicht so leicht aufzufinden. Endlich, nach zwei Jahre langen eifrigen Nachforschungen wurde er ausfindig gemacht.

Elisabeth schenkte ihm zwar die vorige Gunst nicht wieder, aber sie ernannte ihn zum Generalmajor in der Garde. Dies war Alles, was er unter den damaligen Verhältnissen erwarten konnte; er verlangte auch nicht mehr, der drei- bis vierjährige Aufenthalt in Sibirien mochte seinen Ehrgeiz wohl herabgestimmt haben.

Rasumowskij, der sich übrigens durch Edelmuth auszeichnete und von seiner bevorzugten Stellung immer den besten Gebrauch machte, stellte größere Ansprüche an die Kaiserin; er drang auf eine Vermälung. Elisabeth weigerte sich eine Zeit lang; endlich gab sie, um dem zärtlich geliebten Rasumowskij keinen Kummer zu machen, ihre Zustimmung, wenn auch unter gewissen Bedingungen.

Wir sind nicht im Besitze der Urkunde, welche diese Bedingungen enthält; aber aus der Freiheit, welche Elisabeth in der Folge genoß, läßt sich errathen, welche Rechte sie sich vorbehalten hatte.

Die Vermälung fand in der Kirche zu Perowo bei Moskau statt. — Aus dieser Ehe mit dem Grafen Rasumowskij hatte Elisabeth fünf Kinder, welche früh starben. Außerdem hatte sie noch vier Kinder, welche so wenig geheim gehalten wurden wie die anderen, die als legitim gelten konnten.

Rasumowskij, weit entfernt seinen unermeßlichen Einfluß zu mißbrauchen, wie Biron gethan hatte, enthielt sich aller Theilnahme an den Staatsgeschäften, die von Iwan Schuwalow und Bestuschew geleitet wurden.

Noch mehr. Lange nach dem Tode der Kaiserin Elisabeth, als Grigorij Orlow der Gemal Katharinens zu werden wünschte, wurde ein Rechtskundiger zu Rasumowskij geschickt, um die auf dessen Verbindung mit Elisabeth bezüglichen Schriften zu verlangen; die Vermälung Katharinens mit Grigorij Orlow sollte unter den gleichen Bedingungen und mit den gleichen Förmlichkeiten stattfinden.

Der Rechtskundige begab sich zu dem alten Rasumowskij und erklärte ihm den Zweck seines Besuchs. Rasumowskij besann sich einen Augenblick, dann stand er schweigend auf, schloß seinen Schreibtisch auf, nahm einige Papiere heraus und warf sie, ohne ein Wort zu sagen, in den Ofen. Dann sah er zu, bis die Papiere verbrannt waren.

Als von den Schriften nur noch eine schwarze Masse mit darüberhinlaufenden Funken übrig war, wandte er sich zu dem Abgesandten Katharinens oder Orlow's und sagte:

»Ich weiß nicht was Sie mit den auf meine angebliche Vermälung mit der Kaiserin Elisabeth bezüglichen Papieren meinen; ich habe nie die Ehre gehabt, der Gemal Ihrer Majestät zu seyn.«

Katharina verstand den Wink und blieb Witwe.

Wir kehren nun noch einmal zu dem Anstifter dieser Palastrevolution zurück. Lestocq theilte anfangs mit dem französischen Gesandten La Chétardie den ganzen politischen Einfluß und gab der Kaiserin Elisabeth manchen guten Rath.

Er bildete einen neuen Staatsrath, in welchem Bestuschew die Stelle Ostermann's erhielt.

Dies war die Ursache seines Unglücks. Bestuschew gehörte zu jenen Menschen, die den Grundsatz eines unserer modernen Philosophen: »Der Undank ist die Unabhängigkeit des Herzens,« bei jeder sich darbietenden Gelegenheit in Ausübung bringen.

Eine kurze Mittheilung über diesen Mann, der unter drei Regierungen eine nicht unwichtige politische Rolle spielte, mag hier eine Stelle finden. Alexei Graf Bestuschew-Rjumin war im Jahre 1693 zu Moskau geboren; aber 1712 war er in hannoversche Dienste getreten. Als der Churfürst von Hannover den englischen Thron bestieg, ernannte er ihn zum Ministerpräsidenten in Petersburg. Im Jahre 1718 trat er in russische Dienste. Im Auftrage Peter I. begleitete Bestuschew die Prinzessin Anna, nachmalige Kaiserin, nach Mietau, wo sie sich mit dem Herzoge von Kurland vermälte. Dann ging er als Gesandter nach Kopenhagen. Biron rief ihn zurück, um ihn zum Nachfolger Wolonski's zu ernennen Er war eine der Hauptstützen der Regentschaft des Herzogs von Kurland, aber nach Biron's Sturz machte er eine Schwenkung und wurde der wichtigste Belastungszeuge gegen den gestürzten Günstling.

Biron benahm sich in dieser ganzen Katastrophe sehr edel und würdevoll gegen Bestuschew. Der Herzog erklärte, er sey bereit Alles zu gestehen, was ihm sein ehemaliger Freund zur Last legte, wenn Bestuschew die hinter seinem Rücken gemachte Aussage in seiner Gegenwart zu wiederholen vermöchte. Er sprach diese Worte in so feierlichem Tone und sah den Grafen Bestuschew so scharf an, daß dieser, tief ergriffen, dem

Herzoge zu Füßen fiel und sagte, er müsse Gott um Verzeihung bitten, seine frühere Aussage sey falsch.

Lestocq machte den Fehler, diesen Mann zur Theilnahme an den Staatsgeschäften zu berufen. Kaum war Bestuschew zum Reichskanzler ernannt, so arbeitete er an dem Sturz seines Gönners.

Das erste Unglück Lestocq's war, daß La Chétardie Petersburg verließ und mit einer Million, welche ihm die Kaiserin Elisabeth geschenkt, nach Frankreich zurückkehrte.

Achtzehn Monate nach der von ihm bewirkten Palastrevolution, welcher Elisabeth den Thron verdankte, wurde Lestocq des Hochverrathes angeklagt, vor Gericht gestellt und dreimal gefoltert. Endlich wurde er, aller Güter und Ehrenstellen beraubt, nach Uglitsch an der Wolga und dann nach Ustjug-Weliki unweit Archangel verbannt.

Inzwischen lebte die schwache, genußsüchtige Elisabeth in einem ununterbrochenen Sinnentaumel. Jeder Tag wurde mit einem wüsten Gelage beschlossen. Es war Sitte und fast Befehl, sie bis zum Tagesanbruch nie allein zu lassen; denn sobald sie sich in der Nacht allein befand, fing sie an zu zittern und um Hilfe zu rufen. Sie wußte aus Erfahrung, daß die Verschwörungen, welche den Thron der russischen Herrscher umgestürzt, in der Nacht zum Ausbruch gekommen waren. Sie suchte im ganzen Lande einen Mann, der nicht schlief oder doch wenigstens einen so leisen Schlaf hatte, daß er durch das Summen einer Fliege geweckt würde. Man war so glücklich diesen Mann zu finden, und zufällig war er so häßlich, daß er, ohne den bösen Zungen Anlaß zu mißliebigen Bemerkungen zu geben, Tag und Nacht in dem Zimmer der Kaiserin bleiben konnte.

Eine ausführlichere Schilderung des üppigen Lebens am russischen Hofe in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts würde uns zu weit führen; wir schließen diese Skizzen mit dem Urtheil des niederländischen Gesandten Swart, der die socialen Zustände Rußlands in einer Depesche vom Jahre 1757 folgendermaßen schildert:

Die Gesellschaft bietet in Rußland ein schreckliches Bild der Zügellosigkeit und enthält alle Elemente der Auflösung. Die Kaiserin sieht und hört nur die Schuwalows; sie kümmert sich um nichts und fährt in ihrer gewohnten Lebensweise fort. Sie hat das Land buchstäblich der Plünderung preisgegeben. Nie hat sich Rußland in einem so gefährlichen, beklagenswerthen Zustande befunden. Es ist hier nicht die mindeste Spur von Ehrlichkeit, Vertrauen, Schamgefühl und Gerechtigkeit mehr zu finden.«

VIII.

Eine Tochter der Kaiserin Elisabeth führte den Titel einer Prinzessin Tarakanow. Sie war zwanzig Jahre alt, sie war schön und hatte ein unabhängiges Vermögen. Man hatte sie schon als Kind von Petersburg nach Florenz gebracht, und dort war sie herangewachsen und aufgeblüht, wie eine edle nordische Pflanze, welche in die sonnige Heimat eines Michel Angelo und Raphael versetzt worden ist. Sie war die Königin der Feste zu Florenz, Pisa und Livorno.

Ihre Abstammung war nicht öffentlich bekannt; aber das Geheimniß, welches eine hohe Geburt nur ahnen ließ, erhöhte noch den Zauber, der sie umgab, wie eine jener Wol-

ken, in welche sich die Göttinnen des Alterthums hüllten, wenn sie den Sterblichen nicht wirklich erscheinen, sondern ihre Nähe nur ahnen lassen wollten.

Zwei angesehene Männer spürten ihr indeß nach: Carl Radziwill und Grigorij Orlow; der Eine aus Ehrgeiz, der Andere aus Haß.

Carl Radziwill, Woiwode von Wilna, ein erbitterter Feind der Russen, Rival Czartoryiski's, im Jahre 1762 von August III. zum Gouverneur von Lithauen ernannt, hatte sich neben Poniatowski um den polnischen Thron beworben. Aber sein Ehrgeiz ging noch weiter. Er dachte an die alte Größe Polens, als es Könige auf den böhmischen und den ungarischen Thron setzte, die Oberherrschaft über Ostpreußen, Kurland und Liefland hatte und seinen mächtigen Arm bis nach Moskau ausstreckte. Wie im Jahre 1611, konnte Moskau auch 1766 oder 1768 genommen werden. Dann wollte sich Radziwill die Krone der Jagellonen auf's Haupt setzen.

Es war ein großer Plan; aber Carl Radziwill war nicht nur ein tapferer Soldat, sondern auch ein staatskluger Mann. Er ging mit dem Gedanken um, die Liebe der Prinzessin Tarakanow zu erwerben und ihr Gemal zu werden. Nach der beabsichtigten Einnahme von Moskau wollte er seine Verbindung mit der Tochter der Kaiserin Elisabeth geltend machen und die Geburt derselben öffentlich anerkennen lassen. Auf diese Weise, glaubte er, könne er seine Macht in Rußland begründen.

Die Prinzessin hatte von diesen ehrgeizigen Entwürfen keine Ahnung; sie sah in Radziwill nur den noch jungen, schönen, stattlichen Woiwoden und ließ sich seine Huldigungen gefallen. Eine übertriebene Sprödigkeit war von der Tochter

Elisabeths nicht zu erwarten, und bald verbreitete sich das Gerüche, daß der Woiwode von Wilna die Prinzessin Tarakanow heimführen werde.

Dieses Gerücht verbreitete sich bis nach Rußland. Katharina fand die Sache bedenklich, denn sie errieth den Plan des Fürsten Carl Radziwill. Vergebens beseitigte sie die ihr im Wege stehenden Hindernisse, es kamen immer wieder neue zum Vorschein. Sie hatte Peter III. und den jungen Iwan aus dem Wege räumen lassen, und nun tauchte auf einmal in Italien eine Prätendentin auf, an welche sie gar nicht gedacht hatte. Wenn's in Rußland gewesen wäre, in Roptscha oder Schlüsselburg — aber in Italien, in Florenz, in dem Lande des Großherzogs von Toscana!

Sie vertraute sich ihren guten Freunden, den Orlows, an. Die Orlows wußten immer guten Rath. Katharine sollte merken lassen, daß sie die Absicht habe, Stanislaw Poniatowski zum Könige von Polen zu ernennen. Dieser Plan würde den Fürsten Carl Radziwill nach Warschau locken und die schöne Prinzessin würde unterdessen schutzlos in Florenz bleiben. Grigorij Orlow wollte die Abwesenheit Radziwill's benutzen und eine Reise nach Italien machen. Es war bekannt, daß sich Katharine die Förderung der Künste und Wissenschaften sehr angelegen seyn ließ: die Reise Orlow's könnte den angeblichen und ganz glaubwürdigen Zweck haben, Gemälde, Statuen und Alterthümer anzukaufen und Künstler nach Rußland zu holen. Der geheime Zweck der Reise würde seiner Zeit von selbst an den Tag kommen.

Orlow reiste ab; sein Schiff war mit Gold beladen. Die Reise war glücklich; er machte ohne Unfall die Fahrt um

das Cap Finisterre und durch die Meerenge von Gibraltar, und landete zu Livorno.

Es war im Juni. Die ganze elegante Welt von Toscana war in Livorno, um die Seebäder zu nehmen und sich an der erfrischenden Luft des Mittelmeeres zu laben.

Die Ankunft Orlow's, der in der Revolution von 1762 eine hervorragende Rolle gespielt hatte und der erklärte Günstling Katharinens war, machte natürlich großes Aufsehen. An dem Namen haftete zwar der blutige Makel von Roptscha; aber nicht Grigorij, sondern Alexis Orlow hatte mit Peter III. jenen verhängnißvollen Streit, der für den unglücklichen Zaren so übel ablief, und überdies wird ja ein so gut gelungenes Verbrechen kaum noch als Verbrechen betrachtet. Warum sollten die Menschen nicht verzeihen, was Gott zugelassen hat? Maler und Kunstkenner wissen ja auch, daß sich ein rother Punkt auf einer Landschaft sehr schön ausnimmt — und ein solcher Punkt war auf der Landschaft Grigorij Orlow's.

Er wurde also äußerst zuvorkommend empfangen, mit Auszeichnung behandelt. Er war ein schöner, großer, kräftiger junger Mann; wie Porthos bog er Eisenstangen krumm, wie August von Sachsen rollte er silberne Schüsseln auf; er streute wie Buckingham das Gold mit vollen Händen aus. Die Florentinerinnen schwärmten für ihn.

Aber Orlow machte nicht den Florentinerinnen, sondern seiner schönen Landsmännin, der Prinzessin Tarakanow, den Hof; nur für sie hatte er Augen und Ohren, nur sie schien einen Eindruck auf ihn zu machen.

Bald verbreitete sich das Gerücht, daß der Günstling der Kaiserin Katharine durch die Reize der schönen Russin dauernd gefesselt sey. Die Prinzessin Tarakanow konnte und

mußte es wohl am ersten glauben. Orlow hatte sie nemlich um eine Unterredung gebeten, die ihm auch bewilligt worden war, und statt von Liebe zu reden, hatte er von Politik gesprochen. Er hatte der armen Prinzessin Dinge gesagt, die ihr ganz unbekannt gewesen waren. Er hatte von ihrer Geburt gesprochen, die zwar nicht legitim sey, aber in den Augen der echten Russen mehr Werth haben könne, als die ohnedies so gewaltsam gelöste Ehe Katharinens mit Peter III. Was sey im Grunde Katharine? Eine Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die keinen Tropfen Blut der Romanow in ihren Adern habe. Es handle sich nun darum, eine starke Hand zu finden, welche die Prinzessin Tarakanow auf den Thron der Zaren heben könne.

Es war bekannt, daß Grigorij Orlow eine sehr starke Hand hatte; in dieser Hand war die schöne Prinzessin federleicht. Und die Augen Orlow's waren so zärtlich, daß gar nicht zu verkennen war, er spreche eben so wohl für sich als für die Prinzessin Tarakanow.

Ueberdies verbarg Orlow seinen Ehrgeiz nicht, er klagte bitter über die Kaiserin Katharine: er habe so viel für sie gethan, daß er wohl das Recht habe, eine öffentliche Belohnung zu fordern. Sie könne nicht weniger für ihn thun, als die Kaiserin Elisabeth für Rasumowskij gethan, und ein Gardecapitän könne sich doch wohl mit einem Chorsänger messen.

Die Prinzessin war nicht ehrgeizig, aber cokett. Orlow hatte zufällig eine Krone in seinem Gepäck; wie kam diese Krone, die sich in der Schatzkammer zu Moskau hätte befinden sollen, in die Reisekoffer Orlows? Es war ein schwer zu lösendes Räthsel; im Grunde aber lag wenig daran, wie sie

dahingekommen war. Er setzte sie tändelnd auf das Haupt der Prinzessin Tarakanow, und siehe da! die Krone paßte so gut, als ob sie eigens für sie gemacht worden wäre.

Die Prinzessin dachte sich, wie schön sie sich in dem vollständigen Anzuge einer Zarin ausnehmen würde. Sie hatte zwar von ihrem Verhältniß zu dem Fürsten Radziwill gesprochen; aber was war von dieser Seite zu hoffen? Er mußte ja erst zum Könige von Polen gewählt werden; dann mußte er die Russen besiegen, und zwar so vollständig besiegen, daß sich die Thore von Moskau vor ihm aufthäten. Um dieses Ziel zu erreichen, bedurfte es eines dreifachen Wunders, und die Zeiten der Wunder waren für Polen dahin.

Die Prinzessin, die anfangs mit dem Lächeln des Zweifels zugehört hatte, fing nun an mit dem träumerischen Schweigen der Hoffnung zuzuhören. Und die Zarenkrone, die ihr der Versucher gelassen, war am Tage eine so glänzende Wirklichkeit, in der Nacht ein so schöner Traum!

Dazu kamen die Bälle, die Festlichkeiten, die zauberischen Wirkungen des Luxus, die Wunder der Natur, die Meisterwerke der Kunst!

Orlow war der Held dieser glänzenden Gesellschaft geworden; die schönen italienischen Augen sahen ihn mit Neugier, mit Liebe oder Sehnsucht an. Aber nur die Blicke der Prinzessin hatten einen Werth für ihn.

Endlich verbreitete sich das Gerücht, daß Orlow, zum Dank für den ihm bereiteten überaus schmeichelhaften Empfang, ein glänzendes Fest veranstalten werde. Man sagte laut, er gebe dieses Fest zu Ehren der Damen von Florenz und Livorno; aber leise setzte man hinzu, die schöne Russin sey die Königin des Festes.

Am Bord des russischen Admiralschiffes wurden in der

That große Vorbereitungen getroffen, und bald wurde das Fest angekündigt. Orlow machte seine Einladungen mit solcher Artigkeit, daß Jedermann zusagte.

Der mit Ungeduld erwartete Tag kam. Die Fregatte, die wegen ihres bedeutenden Tiefganges außerhalb der Rhede vor Anker lag, schimmerte von tausend Lichtern, man hätte sie für die Zaubergaleere der Kleopatra halten können. Alle Schiffsleute von Livorno erwarteten im Hafen die Gäste in festlich geschmückten Booten.

Um neun Uhr gab ein Kanonenschuß auf der Fregatte das Zeichen, daß man die Gäste erwarte. Diese leisteten dem Ruf sogleich Folge. Eine wahre Flottille von Gaze, Spitzen und Diamanten stieß auf das Signal vom Ufer ab und bedeckte die Rhede. An der Spitze der Flottille fuhr die schöne Prinzessin in der prächtig geschmückten Schaluppe der Fregatte. Orlow erwartete sie an der Leiter der Fregatte.

Das bis an denselben Morgen dauernde Fest war glänzend. Die Prinzessin Tarakanow war die Königin desselben. Als die frische Morgenluft wehte, vor welcher, wie Dante sagt, die Blumen zusammenschauern, fingen die lebenden Blumen des Festes auch an zu frösteln, warfen ihre seidenen Mäntel über und entfernten sich Eine nach der Andern.

Die Prinzessin Tarakanow blieb am längsten. Durch Orlow's süße Worte gefesselt, verspätete sie sich. Sie war von allen Gästen noch allein am Bord — da bemerkte sie auf einmal eine auffallende Bewegung der Fregatte.

Das Schiff hatte die Anker gelichtet und fuhr mit vollen Segeln davon. Die arme Gazelle war in die Falle gegangen — die unglückliche Prinzessin war gefangen.

Das Ende dieser Geschichte ist sehr traurig. Der feine,

artige Cavalier, der süßschmeichelnde Liebhaber wurde nun auf einmal wieder der finstere, rohe Vollstrecker der Befehle Katharinens.

Die Prinzessin wurde in ihrem Ballanzuge, mit ihren Blumen und Diamanten in eine Cajüte der Fregatte eingesperrt. Anfangs wurde sie von Orlow als Sclavin behandelt, wie eine Circassierin, die in die Gewalt eines Pascha gefallen ist, später aber, als wäre sie durch seine aristokratischen Gelüste noch nicht genug gedemüthigt, den brutalen Liebkosungen der Matrosen preisgegeben. Und um das Fest vollkommen zu machen, wurden während der ganzen Seereise doppelte Rationen Wein und Schnaps vertheilt.

Die Seereise war lang. Der moskowitische Paris hoffte, Helene werde vor der Ankunft in Petersburg den Geist aufgeben. Aber gegen alle Erwartung überlebte sie nicht nur die Mißhandlungen, sondern auch die Liebkosungen.

Die Fregatte warf in Kronstadt die Anker, und Orlow begab sich sogleich nach Petersburg, um die Befehle Katharinens einzuholen.

Am Abend desselben Tages stieß eine wie eine Gondel geschlossene Barke, deren sich Katharine zu ihren Spazirfahrten auf der Newa zu bedienen pflegte, von der Admiralfregatte ab, fuhr die Newa hinauf und hielt vor der Festung an. Eine tief verschleierte weibliche Gestalt stieg aus und nahm, von einem Offiziere und vier Soldaten begleitet, den Weg in die Festung.

Der Offizier übergab dem Gouverneur einen schriftlichen Befehl. Der Gouverneur winkte schweigend einen Kerkermeister herbei, deutete mit dem Finger auf eine an der Wand befindliche Nummer und ging voran.

»Folgen Sie dem Gouverneur,« sagte der Offizier.

Die Gefangene gehorchte.

Man ging über den Hof, öffnete eine kleine Pforte, stieg zwanzig Stufen hinunter, machte eine mit Nr. 5 bezeichnete Thür auf, schob die Gefangene in eine Art Verließ und schloß die Thür hinter ihr zu.

Die Tochter der Zarin Elisabeth, die schöne, zarte Prinzessin Tarakanow, befand sich halbnackt in einem feuchten, dunkeln Kerker der St. Andreasschanze.

Wir kennen diese Kerker, wir haben sie schon einmal besucht. Die Fluten der Newa brausen beständig gegen die Mauern. Durch eine schmale Oeffnung sieht der Gefangene den Himmel, aber der Himmel sieht den Gefangenen nicht. Tausend Thränen erweichen den ohnedies schon feuchten Boden des Kerkers.

Das Lager der Prinzessin, die bis dahin auf weichem Flaum geruht hatte, bestand aus halbvermodertem Stroh. Anfangs hoffte sie, daß sie keinen Monat in diesem Verließ leben werde — sie lebte zwölf Jahre darin.

Vergebens fragte sie kniend und händeringend in ihrer weichen, melodischen, italienischen Sprache, was sie verbrochen habe, um so grausam behandelt zu werden, die Kerkermeister gaben ihr keine Antwort.

Sie hörte auf zu sprechen, zu fragen; bald hörte sie auch auf zu klagen. Sie wurde abgestumpft gegen Alles was sie umgab. Wohl hörte sie nach langen Jahren die Fluten der Newa stärker brausen als sonst, aber das war schon öfter der Fall gewesen. Dann hörte sie Kanonenschüsse. Diese erregten ihre Aufmerksamkeit. Sie richtete sich auf.

Es schien ihr, daß die bis zu der Maueröffnung gestie-

genen Fluten sich in ihren Kerker ergossen. Bald war's nicht mehr zu bezweifeln, das Wasser floß durch die Oeffnung. Die Newa stieg noch immer. Die Nothsignale wiederholten sich.

Die Unglückliche erkannte die Gefahr. Wie traurig auch ihr Daseyn war, so erschien ihr doch der Tod noch schrecklicher. Sie war ja erst zweiunddreißig Jahre alt.

Bald stand sie bis an die Knie im Wasser. Sie rief um Hilfe, sie hob einen Stein auf und schlug damit an die Thür. Man hörte es trotz den wiederholten Kanonenschüssen.

Der Kerkermeister öffnete die Thür und fragte nach der Ursache des Lärms.

»Ich will hinaus!« schrie die Unglückliche. »Sehet Ihr denn nicht, daß dieser Kerker bald ganz voll Wasser seyn wird? Bringet mich hin wo Ihr wollt, aber um des Himmels willen, laßt mich hinaus!«

»Das ist nur auf einen eigenhändig geschriebenen Befehl der Kaiserin erlaubt,« antwortete der Kerkermeister.

Sie wollte hinaus, aber der Kerkermeister stieß sie zurück, und sie fiel rücklings in das eiskalte Wasser.

Sie richtete sich auf, suchte eine etwas erhöhte Stelle des Bodens und lehnte sich an die Mauer. Der Kerkermeister verschloß die Thür wieder.

Das immer steigende Wasser strömte unaufhörlich durch die Maueröffnung in den Kerker. Abends stand die Gefangene bis an den Leib im Wasser. Man hörte sie laut schreien und jammern und in italienischer Sprache beten.

Dies dauerte bis gegen vier Uhr Früh. Das untere Stockwerk der St. Andreasschanze war völlig überschwemmt.

Als das Wasser der Newa wieder fiel, fand man die

Leiche der Prinzessin in ihrem Kerker. Sie brauchte nun keinen Befehl der Kaiserin mehr, um diesen grauenvollen Aufenthalt zu verlassen.

Man grub auf der Bastei ein Grab und scharrte sie mitten in der Nacht ein.

Noch zeigt man dort einen Erdhügel ohne Kreuz, ohne Stein, ohne Inschrift, auf welchem an schönen Sommertagen die Soldaten sitzen und plaudern oder Karten spielen.

Dies ist das einzige Denkmal, das der Tochter Elisabeths errichtet wurde, das einzige Erinnerungszeichen, das noch vorhanden ist.

Dies ist die zweite Sage, die sich an die Festung knüpft; ich könnte deren noch zehn erzählen. Vielleicht sind sie nicht wahr, vielleicht sind sie von der erschreckten Phantasie des Volkes erfunden worden. War doch auch die Bastille voll von Gespenstern, welche verschwanden, sobald das Tageslicht in ihre dunkeln Kerker drang. Aber in die Peter-Paulsfestung ist das Tageslicht noch nicht gedrungen. Man fabelt von eiförmigen Verließen »Säcke« genannt, in denen der Gefangene weder stehen noch sitzen, sondern nur höchst unbequem liegen könne; man fabelt von einem Gefangenen, der rittlings auf einem Balken über der Newa festgeschlossen sey. Doch Gott sey Dank! dies Alles ist nicht wahr, und wie man versichert, ist der Kaiser Alexander II. sehr betrübt über solche Gerüchte, die man unter seiner milden und gerechten Regierung unbedingt für Verleumdungen erklären kann.

Wäre es mir vergönnt gewesen, mich dem Monarchen zu nähern; hätte sich Alexander II. in meiner Gegenwart über jene Gerüchte beklagt, so würde ich gesagt haben:

»Sire, es gibt ein ganz einfaches Mittel, alle diese dü-

steren Gerüchte zum Schweigen zu bringen. Ein Herrscher, der bei seiner Thronbesteigung die unter den vorigen Regierungen Verurtheilten begnadigt und in drei Jahren noch Niemand verurtheilt hat, ein solcher Herrscher hat weder seinem Volke, noch der Geschichte etwas zu verbergen. Ich würde daher an meinem nächsten Geburtstage alle Kerker, alle »Säcke« der Festung öffnen lassen und Jedermann den Zutritt gestatten; ich würde Pionnire hinschicken, um sie zuzuschütten, und Maurer, um vor Aller Augen die Thüren zu vermauern. Und ich würde sagen: »Kinder, früher waren alle Russen, Edelleute und Bauern Sclaven; meine Vorgänger brauchten Kerker; — unter meiner Regierung sind Alle frei, Edelleute wie Bauern, ich brauche keine Zwinger, keine Verließe mehr.« Dann, Sire, würde sich ein lauter Jubelruf der Freude und Bewunderung an der Newa erheben und auf der ganzen Erde einen Nachhall finden.«

IX.

Wir können der noch kurzen aber schon so glorreichen Regierung Alexanders II. nicht gedenken, ohne

Die Abschaffung der Leibeigenschaft in Rußland

wenigstens in flüchtigen Umrissen anzudeuten.

Die Geschichte der ersten acht Jahrhunderte Rußlands ist unbekannt, oder vielmehr es gibt keine Geschichte der Vorzeit dieses Landes. Es ist der in tiefes Dunkel gehüllte Höllenkreis Dante's, in welchem man nur unkenntliche Schatten wandeln sieht. Diese Schatten sind die Völkerwanderungen, die Kämpfe Asiens mit Europa, des Morgenlandes mit dem Abendlande.

Die erste historische Spur, die man in der Nacht der früheren Jahrhunderte findet, ist eine alte Chronik, die sich wahrscheinlich auf Sagen und Volkslieder stützt. In dieser Chronik heißt es:

»Zu jener Zeit — nemlich im neunten Jahrhundert — regte sich ein Geist der Unabhängigkeit unter den Volksstämmen. Nowgorod, die große Stadt, verlor ihre Oberherrschaft, das Reich seine Einheit; die Waräger brachen von Norden herein, und die große Stadt mußte sich ihnen unterwerfen. Nun entstand große Verwirrung; aber die von den Warägern bedrückten und durch Seuchen heimgesuchten Völker gingen zu Gostolmielz, dem Nachkommen ihrer alten Häuptlinge, und

ernannten ihn zu ihrem Anführer. Der Krieg war für die Slawen glücklich; der Warägerfürst heiratete Umela, die Tochter des Gostomielz, und zog mit ihr nach Finnland. Sie wurde die Mutter des großen Rurik.

»Gostomielz war ein kluger Feldherr; sein Ruf zog aus den fernsten Ländern eine Menge Fürsten herbei, welche zu Lande und zu Wasser kamen, um Rath bei ihm zu holen. Da berief er die Aeltesten der Volksstämme, der Slawen, Russen, Tschuden, Chazaren, Wotjäken, Mordwinen und Wogulen zusammen und sprach zu ihnen: »Ich sehe keine Eintracht unter Euch; Ihr wollt Euch selbst regieren, aber Ihr werdet durch eure Leidenschaften regiert. Das große Nowgorod wird zu Grunde gehen, wenn Ihr nicht Fürsten wählet, die würdig sind Euch zu führen. Meine drei Söhne sind todt und Ihr werdet nur in meinen Neffen, den Warägerfürsten Rurik, Sinaf und Truwor eure Rettung finden.«

»So sprach er und starb. Die Vornehmsten befolgten seinen Rath und gingen zu den drei Warägerfürsten. — Unser Land ist groß und fruchtbar, sprachen sie; aber es fehlt die Ordnung. Kommt und regiert es nach unseren Gesetzen.

»Die Warägerfürsten zögerten, denn sie kannten den Hochmuth und die Zügellosigkeit von Nowgorod; aber sie ließen sich doch in Ladoga, Bjelosersk und Isborsk nieder. Erst drei Jahre später, im Jahre 864, nach dem Tode seiner beiden Brüder nahm Rurik in Nowgorod seinen Wohnsitz.«

Nowgorod war damals so mächtig, daß ein Sprichwort sagte: Wer würde es wagen, sich gegen Gott und Nowgorod aufzulehnen? — Aber Rurik bezwang die stolze Stadt doch. Er ließ sich den »großen Fürsten« nennen. Alle Städte

wurden nebst ihren Gebieten theils mit Gewalt theils mit gegenseitiger Zustimmung unter seine Waffengenossen vertheilt.

Das unter den Genossen Rurik's vertheilte Land wurde reich, und Rußland bekam einen Platz auf der Weltkarte. Aber bereits aus jener Zeit, und nicht, wie Viele behaupten, von dem Ukas Godorow's, stammt die Leibeigenschaft.

Es fragt sich wer die ersten Leibeigenen waren oder seyn mußten: ob sie dem abgetretenen Gebiet, den Warägerfürsten gehörten oder ob die Leibeigenschaft die Frucht der Eroberungen Oleg's, des wirklichen Nachfolgers Rurik's, war.

Ein Vergleich mit der Gründung Roms liegt hier ziemlich nahe. Die Römer nahmen ein unbegrenztes Gebiet in Besitz und gründeten auf demselben eine Stadt. Da diese Stadt nicht von einem andern Volke erobert worden war, so bestand die Bevölkerung anfangs aus Freien, die in zwei Classen, die Patrizier und Plebejer, getheilt wurden. In der Folge aber eroberten die Römer ganz Italien und andere europäische Länder und griffen sogar nach Asien und Afrika hinüber. Die in den Schlachten fortgeschleppten Gefangenen wurden die Leibeigenen der Sieger; die besiegten Völker kamen ebenfalls in ein abhängiges Verhältniß zu den letzteren. Deshalb erfuhr die Leibeigenschaft in Rom keine andere Modification, als die allmälige und theilweise Freilassung der Individuen, bis zu der Zeit wo Cäsar die Intelligenz ohne Unterschied der Herkunft zur Machtberufung und dadurch die Gleichheit vor dem Gesetz herstellte. Erst Christus verkündete die Freiheit.

Die Franken eroberten Gallien; allein statt, wie Cäsar gethan, die Rechte und Freiheiten der eroberten Völker zu achten, unterjochten sie die Gallier und machten sie thatsächlich zu Sclaven. Daher der Jahrhunderte lange Kampf des unter-

worfenen Volkes gegen die Eroberer, bis endlich die letzten Fesseln gebrochen, die letzten Vorrechte des Adels abgeschafft wurden.

Die russische Geschichte bietet ganz andere Erscheinungen als die französische, und mit der römischen Geschichte hat sie einige Aehnlichkeit. Die russische Chronik sagt ausdrücklich, daß die russische Nation nicht durch Eroberung, sondern durch einen Aufruf an die verschiedenen Stämme, durch freiwillige Uebereinkunft gegründet wurde. In jenen Zeiten hatte ein Aufruf freilich große Aehnlichkeit mit der Eroberung; aber es ist nicht zu übersehen, daß in dem ganzen an Rurik abgetretenen Lande keine Auflehnung gegen die Gewalt stattfand; weder in Ladoga, noch in Bjelosersk, noch in Isborsk empörte sich das Volk.

Nowgorod hingegen wurde nicht abgetreten, sondern erobert. Die Einwohner empörten sich gegen Rurik, der aber am Ende doch Sieger blieb und Nowgorod zu seiner Hauptstadt machte.

Bis dahin war noch keine Spur von Leibeigenschaft. Der freiwillig herbeigerufene Rurik konnte keine feindseligen Gesinnungen haben gegen Völkerschaften, die einen Warägerhäuptling zum ersten russischen »Großfürsten« gemacht hatten.

Rurik herrschte in dem neugegründeten Staate über drei Classen: den Adel, welcher den wehrhaften Theil der Bevölkerung umfaßte; den Mittelstand, der die Gewerbe trieb, und die ackerbautreibende Bevölkerung.

Der Herrscher ist nicht, wie in Frankreich, ein Sieger, der natürlich als Feind betrachtet wird und dessen sich das Volk zu entledigen sucht: er ist ein Beschützer, berufen von zerstreuten, zerfallenen, wehrlosen Völkerschaften und seine

neuen Unterthanen geben ihm selbst das Schwert in die Hand, das ihr Leben, ihr Eigenthum, ihr Gewerbe schützen soll. Der Herrscher stand also in ganz gleichem Verhältniß zu Bojaren, Städtebewohnern und Landleuten.

In Frankreich war der Souverän abhängig von seinen »Contes« (Comites), die ihm bei der Eroberung seines Reiches geholfen hatten. Er war ihnen folglich einen Antheil an dem eroberten Lande schuldig. So handelte Chlodwig mit seinen fränkischen Anführern nach der Eroberung Galliens; so Wilhelm mit seinen Normannen nach der Eroberung Großbritanniens; so Roger mit seinen Normannen nach der Besitznahme von Sicilien; so Gottfried von Bouillon mit seinen Kreuzfahrern nach der Einnahme von Jerusalem.

Ganz anders in Rußland. Rurik hat keine Verpflichtungen gegen die Bojaren, die ihn begleitet hatten und fast alle mit ihm verwandt waren; daher bildeten auch die Bojaren eigentlich keine abgeschlossene Kaste, keine zahlreiche Classe, kein mächtiges Element: sie haben im Gefolge des Fürsten nur den Vorrang. Sind sie unzufrieden, so können sie nichts thun als ihn verlassen und anderswo ihr Glück zu suchen. Sie sind weit entfernt, den Fürsten als Ihresgleichen zu betrachten; er verdankt Ihnen ja nicht, wie Chlodwig, die Eroberung, nicht, wie Hugo Capet, seine Wahl. Nein, die Bojaren stehen zur Verfügung des Großfürsten, sie sind die ersten Vollstrecker seiner Befehle, sie sind seine Diener, seine Söldner.

In Rußland hingen die Edelleute von dem Fürsten, in Frankreich hingegen hing der Fürst fast immer von den Edelleuten ab. In Frankreich nahmen die erobernden Heerführer den Eingebornen das Land und theilten es unter sich; in

Rußland hingegen legten die Bojaren keine Hand an den Grund und Boden, sie erhielten von dem Fürsten als Zeichen seiner Gunst einen Theil der Abgaben oder Einkünfte dieser oder jener Stadt. Dieses Geschenk war fast immer nur auf eine gewisse Zeit beschränkt, die Bojaren erhielten es als Statthalter, als Beamte, als Pächter.

Die fränkischen Lehnsherren setzten sich in ihren Lehen fest, bauten Burgen, befestigten Städte und übten die niedere und hohe Justiz aus; gelegentlich erklärten sie dem Könige auch wohl den Krieg und oft schlugen sie ihn.

Anders in Rußland. Die Bojaren hatten keine festen Wohnsitze; sie begleiteten den Fürsten auf seinen Kriegszügen wie auf seinen friedlichen Wanderungen.

In Frankreich hatten die Eroberer den Eingebornen die Waffen aus den Händen gerissen und zwangen sie das Land, welches vormals ihr Eigenthum gewesen war, für einen fremden Herrn zu bebauen; Eroberer und Volk waren daher in beständiger Feindschaft. In Rußland hingegen kamen die Bojaren mit dem Volke nur mittelbar, nemlich durch die Person des Fürsten, in Berührung, sie lebten also in gutem Einverständniß mit ihm.

In Frankreich wurden die Städte mit den Ueberresten ihrer römischen Organisation der Aufenthalt einer festsitzenden, gewerbtreibenden Classe, aus welcher der Bürgerstand hervorging. In Rußland hingegen blieben die Städte große Dörfer. Noch heute heißt Moskau unter dem Volke das »Große Dorf«. Und in der That hat die alte moskowitische Hauptstadt mit ihren Gärten, Wiesen, Teichen, Gehölzen, umzäunten Hütten, mit ihren weidenden und ohne Treiber heimkehrenden Kühen, mit ihren Hühnern, Tauben und Ra-

ben, die in den Straßen ihr Futter suchen, das Aussehen eines großen Dorfes. In Frankreich ist die Stadt gewerbetreibend und das Dorf wird von Landleuten bewohnt; in Rußland werden in Städten und Dörfern die gleichen Gewerbe getrieben. In Frankreich sind die Gewerbetreibenden fast immer an die Scholle gebunden; in Rußland wandern sie fast immer von Ort zu Ort. In Rußland gibt es keine befestigten Städte; die Städte erhielten diesen Namen erst, als die Fürsten ihren Wohnsitz in ihnen nahmen. In den russischen Städten erhielten die Bojaren von den Fürsten die zur Ausübung ihrer Berufspflicht nöthigen Soldaten; die fränkischen Lehnsherren hingegen lieferten sie dem Souverän. Die slavischen Stämme wurden nach und nach den gleichen Abgaben unterworfen wie die ursprünglichen Volksstämme, welche mehr die Residenz als das Eigenthum der Warägerfürsten wurden; aber die Anzahl der Städte vermehrte sich erst als sie der Aufenthalt der Offiziere, des Fürsten und der Steuereinnehmer wurden.

Im Abendlande war der König durch seine Vasallen vom Volke getrennt; er kam mit ihm nicht in Berührung, er sah es nicht, lernte es nicht kennen. In Rußland stand der Fürst im unmittelbaren Verkehr mit den Landleuten, wie mit den gewerbetreibenden Städtebewohnern. Im Abendlande, insbesondere in Frankreich, war der Grund und Boden das Eigenthum der Eroberer geworden. In Rußland hingegen blieb der Grund und Boden das gemeinsame Eigenthum des Volkes. Es war überdies so viel Land vorhanden, daß dem Volke, nachdem die Warägerfürsten ihr Leibgedinge genommen, mehr übrig blieb als es brauchte; es blieb noch so viel Grund und Boden unbenutzt, daß noch zwei andere eben

so zahlreiche Völkerschaften Platz und Unterhalt gefunden hätten.

Dazu kam, daß die Slawen, welche Normannen zu Herrschern erhielten, bereits ein sehr zahlreiches, nicht aus verschiedenen Stämmen zusammengesetztes Volk bildeten. Gallien, die Bretagne, Italien hingegen waren Schmelztiegel, in denen die Völker zusammengeschmolzen waren und die verschiedenartigsten Trümmer zurückgelassen hatten. Diese Einheit machte die Slawen kernhaft und fest; und während die Gallier mit Chlodwig und Carl dem Großen Franken wurden, gingen die Normannen völlig in den Slawen auf.

Ueberdies fanden die in Frankreich, Spanien und Italien einfallenden nordischen Völker ein gelobtes Land, ein reiches, fruchtbares Paradies. Nicht so die Waräger; sie fanden ein armes Land, das nur die ersten Bedürfnisse befriedigte; die Fürsten und Bojaren überliessen daher den Landleuten gern den mühsamen Ackerbau. Die Bauern beackerten den Boden nur für ihre eigenen Bedürfnisse, und daher kommt die Genügsamkeit unter den russischen Bauern, die sich mit einem Löffel Grütze, einem Stück Schwarzbrot, einem Glase Quas und einigen Tropfen Oel begnügen. Der Thee ist erst durch die Handelsverbindungen mit China bekannt geworden, und der tägliche Aufwand einer Familie für Thee und Zucker beläuft sich auf wenige Kopeken.

Diesen herumziehenden Bojaren, diesem gewerbetreibenden Bürgerstande, diesen das Land nur für sich beackernden Bauern mußte es natürlich an Getreide und andern Lebensbedürfnissen fehlen. Man sah nun die Nothwendigkeit ein, die Arbeit, welche man nicht selbst thun konnte, durch Leibeigene verrichten zu lassen. Aller Wahrscheinlichkeit nach hatte die

Leibeigenschaft unter Oleg, dem Nachfolger Rurik's, ihren Ursprung.

Schon zur Zeit Rurik's hatten zwei Abenteurer, Askold und Dir, seine Unterthanen, Kiew in Besitz genommen und waren sogar bis Constantinopel vorgedrungen. Von diesem letzten erfolglosen Kriegszuge hatten sie die ersten Begriffe vom Christenthum mitgebracht.

Oleg beschloß das Gebiet von Kiew mit dem Reiche seines Neffen Igor zu vereinigen. Obgleich ein tüchtiger Heerführer und tapferer Krieger, pflegte er doch, wenn's nothwendig war, seine Zuflucht zur List zu nehmen. Er erschien vor Kiew als Kaufmann von Nowgorod, lockte Askold und Dir in einen Hinterhalt und sagte zu ihnen:

»Kommt, Brüder, Ihr seyd ja desselben Stammes wie wir.«

Als er sie in seiner Gewalt hatte, begann er eine ganz andere Sprache zu führen.

»Ihr seyd weder Fürsten noch Fürstensöhne,« sagte er zu ihnen; »wir sind also nicht desselben Geschlechtes. Ich bin ein Fürst, und hier ist der Sohn Rurik's.«

Er ließ sie umbringen und zog in Kiew ein. »O Kiew,« sagte er voll Bewunderung, »Du sollst die Mutter aller russischen Städte seyn.«

Oleg machte nun Kiew zu seiner Hauptstadt, nicht sowohl weil ihm die Stadt gefiel, als wegen ihrer Nähe an der Grenze des griechischen Kaiserthums. Denn dieses Reich war das Ziel seines ehrgeizigen Strebens.

Man sieht, daß schon die russischen Großfürsten, ehe sie den Zarentitel annahmen, ihre Blicke auf Constantinopel gerichtet haben.

Als Oleg das Gebiet von Kiew mit Nowgorod vereinigt, als er alle slawischen, finnischen und lithauischen Stämme besiegt, als er ihnen, statt sie zu Sclaven zu machen, ihr Eigenthum und ihre Waffen gelassen hatte, zeigte er ihnen Constantinopel, reiche Beute verheißend und ihren Blutdurst erregend. Er fuhr mit seinen wilden Horden in zweitausend Kähnen den Dniepr hinunter, überschritt die Grenze des griechischen Reiches, erschien mit seiner Flotte im Hafen von Byzanz, nagelte seinen Schild an das Hauptthor der Stadt, schloß mit dem morgenländischen Kaiser Leo VI. einen für diesen schmählichen Vertrag, und kehrte mit reicher Beute und Sclaven nach Kiew zurück.

Von jener Zeit an besteht das russische Reich; es erstreckte sich damals von der Weichsel und den Karpathen bis zur Wolga, und vom weißen Meere und der Ostsee bis zum Kaspisee.

X.

So wurde die Leibeigenschaft in Rußland wie bei den Römern durch die Eroberung geschaffen. Wir wollen ihr in ihrem Entwickelungsgange folgen und sehen, wie sie von dem ausländischen Gefangenen auf den freien Eingebornen überging.

Die Lösung des Problems ist wichtig; denn bei dem Widerstande, den der russische Adel dem Kaiser entgegenstellt, handelt es sich hauptsächlich darum, ob der russische Bauer das Land, an welches er nachmals gefesselt wurde, jemals besessen hat. Es ist wohl zu merken, daß die Russen und die Slawen — nemlich das Volk, welches Rurik herbeigerufen hatte, und das von Rurik bezwungene Volk — bis zum Jahre 1054 nur ein gleichberechtigtes Volk bildeten und daß es bis dahin nur ausländische Leibeigene gab. Dies ergibt sich aus einem Artikel des russischen Gesetzbuches (Rußkaja Prawda).

»Wenn ein Mann,« heißt es darin, »einen andern tödtet, so kommt die Rache dem Bruder oder Vater, oder dem Sohne oder Brudersssohne des Erschlagenen zu. Wenn Niemand da ist, der ihn rächt, so muß für seinen Kopf gezahlt werden. Ist's ein Russe oder ein Offizier, oder ein Kaufmann, oder ein Beamter, oder ein Soldat, oder ein Slawe, so müssen vierzig Griwna erlegt werden.«

Man sieht also, daß von dem eingebornen Leibeigenen

noch keine Rede ist: man würde ihn, wenn er vorhanden gewesen wäre, auf eine gewisse Summe geschätzt haben. Aber aus dem slawischen Charakter entstand die Leibeigenschaft von selbst und ohne deutlich erkennbare Ursache. Wir haben auf den Unterschied zwischen der Bildung des russischen Staates und der Bildung der anderen Staaten hingewiesen; eben so müssen wir den Unterschied zwischen dem Charakter anderer Nationen, z. B. der Franzosen, hervorheben. Der Charakter der französischen Nation besteht in Folge der verschiedenen Elemente, aus denen sie zusammengesetzt ist, aus gallischem Eigendünkel und Muth, aus römischer Beharrlichkeit und Willenskraft, aus fränkischer Unabhängigkeit und Wildheit. Alle diese Mängel und Vorzüge dieses aus den Eigenthümlichkeiten dreier Nationen zusammengesetzten Nationalcharakters haben sich in den verschiedenen politischen Erschütterungen gezeigt, welche seit dem zehnten Jahrhundert bis zu der großen Revolution im achtzehnten und selbst noch im neunzehnten Jahrhundert stattgefunden haben. Die Slawen hingegen von gleicher Abstammung sind ein friedliches, ruhiges, geduldiges Volk. Während der Gallier gegen seine Eroberer kämpft und sie am Ende vertreibt, nimmt der Slawe die fremden Herren nicht nur mit Dank auf, sondern ruft sie sogar herbei, läßt sich willig von ihnen regieren, nimmt nichts übel und ist immer mit seinem Schicksale zufrieden.

Welch ein Abstand gegen die Reizbarkeit der westlichen Völker, die stets bereit sind an eine Beleidigung zu glauben!

Dazu kommt ein kaltes, rauhes Klima, welches den Slawen oder Russen — es ist kein wesentlicher Unterschied zwischen diesen beiden mit einander verschmolzenen Völkern — an den häuslichen Herd, an den Familienkreis fesselt, welches ihn

gleichgiltig macht gegen die öffentlichen Angelegenheiten, in die er sich nur im äußersten Nothfalle mengt.

Dieser eigenthümlich stille, ruhige, duldsame Charakter der Slawen machte die Einführung der Leibeigenschaft ganz leicht.

Als die ersten Leibeigenen sehen wir die von Oleg auf seinen Kriegszügen gemachten Gefangenen. Zu diesem Kern von ausländischen Leibeigenen kamen anfangs die »Cholopi«, nemlich Leute, welche die Leibeigenschaft freiwillig unter gewissen Bedingungen annahmen. Sie wurden von dem selbstgewählten Herrn auf eine gewisse Zeit gedungen, und da sie ein sorgenfreies, nicht allzu mühsames Leben führten, so fiel es ihnen nicht ein, ihre Freiheit später geltend zu machen. Andere, die auf ihre Lebenszeit gedungen waren, versäumten ihren Kindern die Freiheit zu sichern. Die Kinder, welche keinen andern Stand als die Leibeigenschaft kannten, ließen sich daher für sich selbst gefallen, was der Vater sich hatte gefallen lassen. In der zweiten oder dritten Generation, nach dem Tode der ersten Herren und der ersten Cholopi war die Familie leibeigen, und sie betrachtete ihre Hörigkeit weder als ein Unglück noch als eine Schmach; es fiel ihr gar nicht ein ihre Freiheit geltend zu machen.

Zu den Cholopi kamen die Waisen, die brotlosen Leute, die bei den Grundherren in Dienst traten, um nur Nahrung und Obdach zu haben, oder sie erhielten eine Bezahlung und sorgten selbst für ihre Bedürfnisse. Diese Leute hießen »Robotniki,« d. i. Arbeiter, von dem Worte »Robota«, welches »Arbeit« bedeutet und die Wurzel des Wortes »Rab« (Leibeigener) ist.

Zu diesen kamen noch die »Sakupi«, d. i. die Leute, die

sich Schulden halber verkauft hatten. Die Dienste dieser Sakupi (oder Kabaludschi, wie sie nach dem hebräischen Worte Kabala auch genannt wurden) bezahlten die Zinsen der schuldigen Summe. Sie wurden Leibeigene, entweder kraft eines förmlichen Vertrages, oder in Folge einer mündlichen Zusage.

Es waren auch die »Obely«, d. i. die, welche für ihre ganze Lebenszeit Leibeigene wurden, weil sie von der Kettenstrafe oder einer andern Strafe von einem Herrn losgekauft und von diesem unter seiner Verantwortung in Dienst genommen waren. Dies war auch der Fall bei den Kriegsgefangenen, und ihr Herr hatte das Recht über Leben und Tod; ein Recht, welches nur im Kampfe, wo man selbst das Leben auf's Spiel setzt, erworben werden konnte. Den Kriegsgefangenen wie den Obely konnte sein Herr verkaufen und dadurch seine Rechte an einen Andern abtreten.

Der Eigenthümer eines solchen Sclaven hatte allein über die demselben zukommende Behandlung oder die zuzuerkennende Strafe zu entscheiden und wenn es auch die Todesstrafe war. Das schon erwähnte russische Gesetzbuch schützte nur die gedungenen Leibeigenen gegen die Barbarei der Herren.

Einige Stellen aus dem Gesetzbuche des Großfürsten Wladimir beweisen, daß die Leibeigenschaft, verbunden mit dem wirklichen Sclaventhum, schon lange vor Boris Hodunow in Rußland bestand.

Wenn ein Sakup seinen Herrn verläßt, so wird er ein Obel, d. i. wenn ein in Folge eines Vertrags und zur Tilgung seiner Schulden arbeitender Leibeigener die Flucht nimmt, so wird er für seine Lebenszeit ein Sclave. Verläßt er aber seinen Herrn ganz offen, um bei dem Fürsten oder bei den Richtern eine Klage vorzubringen, so darf er nicht »Krepost-

noj« (d. i. lebenslänglicher Sclave) werden, sondern es muß ihm sein Recht werden. Wenn ein Herr einen gedungenen Leibeigenen (Sakup) als lebenslänglichen Sclaven (Obel) verkauft, so soll dem gedungenen Leibeigenen seine Schuld erlassen seyn und der Herr an die Krone eine Geldbuße von zwölf Griwna (zwölf Pfund Silber) bezahlen.

Der Herr war verantwortlich für die Handlungen der lebenslänglichen Sclaven, aber nicht für die Handlungen der gedungenen Leute. Das erwähnte Gesetzbuch enthält darüber die genauesten Bestimmungen.

»Wenn ein Obelny ein Pferd stiehlt, so ist der Herr desselben verpflichtet, für diesen Diebstahl zwei Griwna zu bezahlen; ist aber der Diebstahl von einem gedungenen Leibeigenen begangen, so ist der Herr von aller Verantwortlichkeit frei. — Wenn ein Sakup auf einem Diebstahl ertappt wird, so hat sein Herr das Recht ihn loszukaufen; aber dann wird er sein Obel, das ist sein lebenslänglicher Sclave. Wenn der Herr seinen Obel ermächtigt, irgend ein Gewerbe zu treiben, so bürgt er für alle Schulden, die dieser Obel etwa macht, und darf deren Zahlung nicht verweigern.«

Die Einführung des Christenthums bewirkte einige Aenderungen in der russischen Gesetzgebung über die Sclaverei und Leibeigenschaft. Das Gesetzbuch »Rußkaja Prawda« wurde durch ein Gesetzbuch Constantin des Großen ersetzt. Diese Verordnungen, ursprünglich »Sudenik Konstantina Welikajo« genannt, sind seit Wladimir dem Großen unter dem Namen »Zarskja Prawda« (Verordnungen des Zaren) bekannt. Nach einem Artikel dieses Gesetzbuches konnte ein Leibeigener seine Freiheit erkaufen.

»Wenn ein von Kriegsleuten feilgebotener Gefangener

den Preis zahlt, so wird er frei. Wenn er seine Freiheit nicht erkaufen kann, so behält ihn der Käufer, bis daß er diesen Preis durch seine Arbeit erworben hat; nachher wird er frei. Wer Jemanden seiner Freiheit beraubt oder die Freiheit eines Andern verkauft, hat die seinige verwirkt.«

Alle diese von den Fürsten zu Gunsten der Leibeigenen und Sclaven getroffenen Vorkehrungen beweisen die Uebergriffe, welche sich die Herren erlaubten.

»Wenn der Herr seinen Sclaven oder seine Sclavin todtschlägt, so ist er vor Gericht zu stellen. Stirbt der Mißhandelte aber nicht einen oder zwei Tage nach den erhaltenen Schlägen, so ist der Thäter jeder Verantwortung vor dem Gesetz enthoben; wenn der Sclave wieder gesund wird, so ist er frei.«

Diese Bestimmungen erinnern an das römische Zwölftafelgesetz, die erste Reaction des Volkes gegen das Patriziat in Italien. »Wenn der Patron,« heißt es darin, »Anschläge zum Nachtheil seines Clienten macht, so soll er am Leben gestraft werden. Wenn der Patron seinen Clienten schlägt und ihm ein Glied zerbricht, so soll er fünfundzwanzig Pfund Erz bezahlen, und wenn er sich mit dem Verletzten nicht vergleicht, so soll das Vergeltungsrecht stattfinden.«

Die Verträge, welche die Bürger von Nowgorod mit den Fürsten schlossen, enthielten die Bestimmung, daß das Zeugniß der Sclaven oder Leibeigenen in gewissen Fällen vor Gericht zugelassen werde.

So waren die Hörigkeitsverhältnisse in Rußland, als Iwan der Schreckliche starb. Mit ihm starb auch das von Oleg, Wladimir und Jaroslow ins Leben gerufene Rußland.

Jetzt haben wir das von Boris Godunow geschaffene und von Peter dem Großen reformirte Rußland.

Iwan der Schreckliche hinterließ zwei Söhne, Feodor und Dmitri. Der eine war dem Tode nahe. der andere ein Kind. Ein Tartar, Namens Boris Godunow, war der erste Minister Feodors. Er erließ 1593 unter der Regierung und im Namen des kranken Zaren einen Ukas, welcher die Bestimmung enthielt, daß der Bauer an die Scholle gebunden sey und ohne Bewilligung des Grundherrn sein Haus nicht verlassen dürfe.

Der Ukas sagt weder »Leibeigener« noch »Sclave«, sondern »Bauer«. Der Bauer, der unter Rurik den dritten Stand bildete, ward also von dem Leibeigenen und dem Sclaven gar nicht unterschieden, er bildete mit diesen eine einzige Kaste. Bis dahin war der Bauer, wenn er weder Leibeigener noch Sclave war, nur einer einzigen Verordnung unterworfen: vor Georgi durfte der Arbeiter oder Landmann den Herrn, der ihn gedungen oder einen Vertrag mit ihm geschlossen hatte, nicht verlassen. Es war ein alter, durch die Nothwendigkeit gebotener Brauch, den Iwan III. im Jahre 1497 zum Gesetz erhoben hatte.

Es findet sich in der Geschichte jener Zeit keine Erwähnung von einem Widerstande, den die Bauern gegen den Ukas von 1593 geleistet hätten. Der Russe des sechzehnten Jahrhunderts war immer noch der Slawe des eilften.

Jener Ukas sollte zum Nutzen des Landbauers die Auswanderung verhindern, welche das Land zu entvölkern drohte, seitdem der Seeweg um das Vorgebirge der Guten Hoffnung offen war und die Karavanen aus Indien und Persien nicht mehr genöthigt waren, den mühsamen Landweg zu nehmen.

Der Regent, welcher den Ukas erließ, sah wahrscheinlich selbst die ganze Wichtigkeit desselben nicht ein; denn bald nachher war er genöthigt ihn abzuändern, und erst Wasili Schoninski erließ 1607 eine Verordnung, durch welche die Bauern endgiltig an die Scholle gefesselt wurden.

Diese ungerechte Gleichstellung des Bauern mit dem Leibeigenen und dem Sclaven fiel dem Zar Alexei Michailowitsch, dem Vater Peter des Großen, auf. In seinem Gesetzbuche sind dieser Frage zwei Artikel gewidmet. Im XI. Capitel, welches von den Bauern handelt, wird den Grundbesitzern verboten, die Bauern von den Krondomänen auf die Privatgüter zu bringen, so wie einen Bauer, der sich freiwillig bei einem andern Herrn verdungen, für sich in Anspruch zu nehmen. Im XX. Capitel, in welchem die Verhältnisse der Cholopi oder Leibeigenen festgestellt werden, wird den Grundeigenthümern bei einer von dem Zaren zu bestimmenden Strafe streng verboten, die an die Scholle gefesselten Bauern zu Cholopi zu machen.

So ist im Jahre 1649 der Bauer allerdings an die Scholle gefesselt, er darf sich ohne Erlaubniß des Grundherrn nicht entfernen, aber er ist doch kein Cholopi, das ist kein wirklicher Leibeigener. Es liegt allerdings ein Widerspruch in der Fesselung eines Menschen an den Boden seiner Heimat; aber dieser Widerspruch beweist nur, daß die Verhältnisse damals schon sehr verwickelt und daß es nicht möglich war, Jedem sein Recht zu geben.

Ungeachtet jener Verordnungen des Alexei Michailowitsch wurzelten die Mißbräuche immer tiefer ein, so daß eine Verordnung Peter des Großen vom 1. Januar 1719 erklärte, daß, da viele Grundbesitzer sich Ungerechtigkeiten gegen ihre

Bauern erlaubten, die Localbehörden angewiesen werden, für die Abschaffung solcher Mißbräuche thätig zu sorgen und dem Senat die Schuldigen anzuzeigen, »gegen welche der Zar die nothwendigen Maßregeln sich vorbehält.«

Im Jahre 1721 bemerkte Peter I., daß Bauern einzeln, nemlich die Eltern ohne die Kinder, der Mann ohne die Frau verkauft wurden; er befahl daher seinem Cabinetssecretär Makasow, dem Senat folgenden Befehl zu überbringen: »Nachdem ermittelt worden ist, daß sich unter den Grundbesitzern der nirgendsin der Welt bestehende Brauch eingeschlichen hat, die Bauern wie das Vieh zu verkaufen und die Männer von ihren Frauen, die Eltern von ihren Kindern zu trennen, so ist dieser unmenschliche Handel streng zu unterdrücken.«

Der Zar Peter I., auf die Verbesserung der Lage dieser bedrückten Classe seiner Unterthanen stets bedacht, erließ 1722 und 1724 zwei Verordnungen, welche den Grundeigenthümern bei strenger Strafe die Verpflichtung auflegen, ihren sich verheiratenden Bauern Zeugnisse auszustellen, durch welche sie an Eidesstatt erklären, daß sie dieselben nicht zum Heiraten zwingen.

Der Zar ahnte nicht, daß man eben auf diese Verordnungen, die den Bauern noch einen Rest von Freiheit retten sollten, später das Gesetz gründen werde, welches die Heiraten der Bauern von der Erlaubniß der Grundherren abhängig machte.

Von Peter I. müssen wir zu Paul I. übergehen, um einen zu Gunsten der Bauern erlassenen Ukas zu finden. Paul verordnete unterm 5. August 1797, daß von den Bauern nicht mehr als höchstens drei Arbeitstage in der Woche gefordert werden durften.

Es ist wohl zu merken, daß weder Boris Gudonow noch Wasili Schoninski noch Alexei Michailowitsch noch Peter I. dem Bauer ein bestimmtes Maß der Arbeit zugetheilt hatten. Die Grundherren hatten vorausgesetzt, daß die Bauern die ganze Woche arbeiten müßten, und ließen sie auch wirklich die ganze Woche arbeiten. Paul I. beschränkte die Arbeit auf drei Tage und diese drei Tage Frohndienst sind eine Verbesserung in der Lage der Bauern, von denen die Frohndienste bis dahin nach Laune und Willkür gefordert worden waren.

Als der aus Grundeigenthümern bestehende Senat 1798 in Kleinrußland den Verkauf der Bauern ohne das Land bewilligt hatte, schrieb der Kaiser Paul auf den ihm vorgelegten Bericht die unzweideutigen Worte: »Nicht ohne das Land verkaufen.« Trotzdem verkauften die Grundeigenthümer ihre Bauern mit oder ohne Land, wie es ihnen beliebte. Diese vom Kaiser verbotenen Verkäufe fanden sogar öffentlich auf den Märkten statt.

Eine Verordnung Alexanders I. verbietet den Verkauf der Bauern auf den Märkten. Ein anderer Ukas vom Jahre 1803 untersagt den Grundherren, ihre Gläubiger durch Ueberlassung der Arbeitskraft ihrer Bauern zu befriedigen.

Alexander I. ging lange mit dem Gedanken um, die Leibeigenschaft abzuschaffen; sein weiches Gemüth begriff alle mit der Knechtschaft verbundenen Leiden. Er starb mit dem Bedauern, daß ihm die Aufhebung der Leibeigenschaft noch nicht gelungen war.

Der ganze Zeitraum von Rurik bis zum Kaiser Nicolaus I. bietet demnach folgendes Bild: Ein Volk, das, unfähig sich selbst zu regieren, einen fremden Fürsten herbeiruft, und ihm für sich und seine Leute so viel Land überläßt, wie er

nehmen zu müssen glaubt; das der Gewalt seines Herrschers keine Grenzen setzt, weil es die Ruhe liebt und eine Abneigung gegen jeden Kampf hat; das ruhig zusieht, wie sich unter den Nachfolgern seines Herrschers oder vielmehr unter seinen Bojaren ein Sclaventhum bildet, das anfangs aus Kriegsgefangenen, Sträflingen, zahlungsunfähigen Schuldnern, Waisen und obdachlosen Leuten besteht; — das sich zur Arbeit verdingt und seine Freiheit verpfändet, ohne die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zur Bezahlung dieser Arbeit und zur Wahrung dieser Freiheit zu ergreifen; das nur auf seine unmittelbaren Bedürfnisse bedacht ist und sich nicht um das Schicksal der Nachkommen kümmert; — das unversehens durch den Ukas eines Usurpators zur Leibeigenschaft verurtheilt wird; das sich vielleicht beklagt, aber nicht empört, weil es seine Hoffnung in die Gerechtigkeit des Herrschers setzt, den es »Vater« nennt. Denn dieser furchtbare Herrscher, der dem Adel das Sprichwort: »Nahe dem Zaren, nahe dem Tode« aufgenöthigt, ist der einzige, der sich zufällig, beiläufig, aus Laune mit diesem Volk beschäftigt und zu Gunsten desselben Verordnungen erläßt, die nicht vollzogen werden.

In welcher Lage befand sich nun der russische Bauer bei dem Regierungsantritt des Kaisers, der seinem Volke eine Stelle unter den civilisirten Nationen anweist, dem Menschen seine Menschenwürde gibt?

XI.

Auf dem Bilde, welches wir zu entwerfen versuchen, weisen wir dem eigentlichen Bauer die erste Stelle an.

Vor dem von Alexander II. erlassenen Ukas, der die Aufhebung der Leibeigenschaft anordnet, ist der Bauer gleichbedeutend mit dem Leibeigenen, dem Sclaven. So hat es Boris Godunow angeordnet, und diese Verordnung ist noch in Kraft.

Die Zählung geschieht nach »Tieglos«. Ein Tieglo besteht aus Mann und Weib, gleichviel ob sie Kinder haben oder nicht. Jedem Tieglo wurden sechs Morgen Landes unentgeltlich zugetheilt. Zwei Morgen sind für Sommerfrucht, zwei für Winterfrucht bestimmt, und zwei liegen brach, während die vier anderen angebaut werden. Außerdem erhält jeder Tieglo noch zwei Morgen Wiesen. Im Ganzen also acht Morgen. Jeder Morgen fruchtbaren, gut angebauten Landes kann zehn Silberrubel eintragen. Die vier Morgen (es ist nicht zu vergessen, daß zwei Morgen immer brach liegen) können also höchstens vierzig Silberrubel eintragen.

Wenn eine Familie aus fünf Söhnen besteht und diese fünf Söhne heiraten, so gibt es fünf Tieglos, aber der Tieglo des Vaters verschwindet. Die Arbeit des Alten nennt man Starikowskaja Robota. Die Russen heiraten meistens sehr jung; ein vierzigjähriger Vater kann also schon unbeschäftigt

seyn. In dieser Lage können sie sich nicht verdingen. Die schwangeren Frauen sind, wenn sie einen guten Herrn haben, von den schweren Arbeiten, insbesondere von den Feldarbeiten in der Sonnenhitze, befreit.

Die Zeiteintheilung ist folgende: Um vier Uhr Früh geht der vom Gutsherrn gewählte Aufseher durch das Dorf, klopft an allen Thüren und ruft die Bauern zur Feldarbeit. Zugleich sieht er in den Häusern nach, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht Jemand krank stellt und sich den Frohndiensten zu entziehen sucht.

Dann geht die ganze Bauernschaft aufs Feld oder in die Scheune. Dies nennt man die Borschina. Die gewöhnliche Borschina besteht aus der Hälfte der Arbeiter und heißt Bratrabraka; die außerordentliche, die aus allen Arbeitern besteht, wird die Borschina pogalowna genannt.

Die Bauern arbeiten von vier Uhr Früh bis Mittag. Um zwölf Uhr essen sie. Die Kinder, die man nicht ohne Aufsicht zu Hause lassen konnte, sind auch im Felde und werden von den alten Frauen gewartet. Um zwei Uhr gehen sie wieder an die Arbeit, welche bis Sonnenuntergang dauert. Um neun Uhr Abends geht der Bauer wieder in die Isba.

Außer den von Kaiser Paul auf drei Wochentage beschränkten Frohndiensten, die der Grundherr durch Anordnung einer Borschina pogalowna auf sechs erhöhen kann, hat er noch andere Rechte. Er kann die Bauern nach seinem Belieben verheiraten, der Frau den Mann, dem Manne die Frau wählen. Er kann eine Heirat verbieten. Er hat das Recht zu strafen und die Strafe besteht gemeiniglich in Ruthenstreichen. In der neuesten Zeit wurde ein Gesetz erlassen, das dem Gutsherrn verbot, mehr als fünfundzwanzig Ruthenstreiche geben

zu lassen; allein die in anderen Dingen so sparsamen Gutsherren sind in diesem Punkte sehr freigebig und hundert Ruthenstreiche pflegen das Mindeste zu seyn.

Bei schweren Vergehen spricht der »Mir« die Strafe aus. Dieses Wort läßt sich nicht wohl durch »Gemeinde« übersetzen, denn mit der Gemeinde verbindet sich der Begriff der Selbstständigkeit und Unabhängigkeit. Der »Mir« ist die Bauernversammlung, die keine anderen Rechte hat als die, welche ihr der Gutsherr für gewisse Fälle einräumt und welche er ihr nach Gedünken wieder entzieht.

Der Gutsherr kann jeden jungen Bauer zur Recrutirung bestimmen; wenn ihm einer mißfällt, so schickt er ihn unter die Soldaten.

Zuweilen kümmert er sich nicht selbst um solche Erbärmlichkeiten, von denen aber doch das Lebensglück eines Menschen abhängt; er überläßt diese Sorge seinem Verwalter oder dem »Mir«, der dann die Taugenichtse, Faulenzer oder Vagabunden bezeichnet.

Die Bauern, deren Gutsherr die Recrutirung dem »Mir« überläßt, können sich glücklich schätzen, aber wehe denen, deren Schicksal dem Verwalter überlassen wird.

So hatte — um nur ein Beispiel unter tausenden anzuführen — der Verwalter des Gutsbesitzers Constantin N** von seinem Herrn den Auftrag erhalten, die Recruten zu bezeichnen. In einem seiner Dörfer wohnte ein ziemlich wohlhabender Pferdehändler, der einen Sohn von zwanzig und einen von fünf Jahren hatte. Drei Jahre nacheinander bezeichnete der Verwalter den Sohn des Pferdehändlers für die Recrutirung, und jedesmal kaufte der Vater seinen Sohn für

hundert Silberrubel los. Da brach der Krieg in der Krim aus. Statt der sieben oder acht Mann, die der Gutsherr von je tausend Köpfen in gewöhnlichen Zeiten stellen muß, wurde das Contingent auf zwanzig erhöht. Der Verwalter setzte den Sohn des Pferdehändlers zum vierten Male mit in die Liste und erhöhte die Loskaufsumme auf vierhundert Silberrubel. Der Vater bot zweihundert; der Verwalter schüttelte den Kopf, der Vater wollte nicht mehr geben. Der Sohn mußte sich stellen und blieb vor Sebastopol. Der Vater, der sein Geschäft nicht mehr allein betreiben konnte, ergab sich dem Trunk; er starb und hinterließ eine Familie im Elende.

Der Soldat, der nach beendeter Dienstzeit wieder in sein Dorf kommt, ist freilich nicht mehr Leibeigener, aber er ist weit unglücklicher, als wenn er noch in dem alten Joch wäre. Denn er erhält kein Land von dem Gutsherrn, ja er wird von diesem nicht einmal als Robotnik verwendet. Hat er noch Angehörige, so hilft er ihnen bei ihren Arbeiten und wird von ihnen gefüttert. Hat er aber keine Angehörigen mehr, so ist er dem tiefsten Elende preisgegeben und muß betteln. Daher sieht man so viele bettelnde Soldaten mit Ehrenzeichen auf der Brust!

Ein Soldat, der unter der Cavallerie gedient hat, wird von dem Gutsherrn zuweilen als Stallknecht verwendet; er verdient wenigstens seinen Lebensunterhalt und von einem freigebigen Herrn bekommt er wohl noch einen Papierrubel monatlich. Er nimmt dann an der »Sastelnaja,« d. i. an der üblichen Beköstigung der Hausleute, theil.

Die Männer unter den letzteren sind Tischler, Köche, Stallknechte, Gärtner; die Weiber besorgen die Milchkammer, arbeiten in den Fabriken, waschen und bessern die Wäsche aus

— Alles zum Nutzen des Gutsherrn. Die groben Arbeiten heißen »tschormaja Robot«, schwarze Arbeit.

Wenn die Dwarowies oder Handelsleute ihre Umstände verbessern wollen, so dingen sie von kleinen Grundbesitzern Arbeiter (Robotniki) und betreiben ein Geschäft, welches der Herr duldet, weil er einen Antheil (gemeiniglich ein Viertel) von dem Gewinn hat.

Zu diesem Einkommen des Grundherrn kommt noch der »Obrok«, d. i. die Abgabe, die der Bauer für die Erlaubniß zahlt, fern von seinem Dorfe ein Gewerbe zu betreiben. Der Obrok ist sehr ungleich, im Durchschnitt beträgt er zwanzig Silberrubel jährlich. Fast alle Jvotschiks (Droschkenführer) zahlen Obrok. Viele sehr reiche Kaufleute in Petersburg und Moskau sind Leibeigene und zahlen Obrok. Mancher Kaufmann, der sich Millionen erworben, hat 20,000, 30,000, 50,000 Rubel geboten, um sich loszukaufen. Als der Ukas über die Emancipation der Leibeigenen erschien, bot ein reicher Kaufmann in Moskau seinem Grundherrn 100,000 Rubel, um sich loszukaufen, und der Grundherr wies das Anerbieten zurück. Jetzt wird er für zweihundert Rubel, vielleicht für eine noch geringere Summe seine Freiheit erhalten.

Dies war die Lage der Bauern unter billig denkenden, christlich gesinnten Herren. Der bisher geschilderte Zustand war der normale, rechtliche; wir dürfen auch den Mißbrauch des Herrenrechtes nicht unerwähnt lassen.

Wie schon erwähnt, hatte der Gutsherr das Recht, seinen Bauern die Bewilligung zum Heiraten zu verweigern und sie sogar wider ihren Willen zu verheiraten. Wenn ein junges Mädchen den seltenen Muth hatte, den Anträgen des Gutsherrn kein Gehör zu geben, so verheiratete er sie an einen

Vagabunden, an einen Krüppel oder sonst einen andern widerlichen Menschen; er ließ ihr wohl gar die Haare abschneiden und sie zum allgemeinen Gespött machen. Das Gesetz verbietet freilich dem Priester, dem neinsagenden Mädchen oder Bauern den Ehesegen zu ertheilen; aber der Priester hängt von dem Gutsherrn ab, er wird taub, wenn er seinen Vortheil dabei findet: er überhört das Nein des armen Mädchens odes des armen Bauernburschen und segnet das Paar ein.

Mancher Gutsherr, der bei einer verheirateten jungen Frau kein Gehör gefunden, hat ihren Mann unter die Soldaten geschickt.

Der Gutsherr hat nicht mehr das Recht, die Familien zu trennen; aber er verkauft sie ohne den Grund und Boden, so daß er den Bauer von der Isba trennt, wo er geboren, wo sein Vater gestorben ist.

Wir könnten den Namen eines Gutsherrn nennen, der bei der Besichtigung seiner Arbeiten fand, daß eine Bäuerin nach seiner Meinung schlecht arbeitete. Der Unmensch spannte sie vor seine Droschke und ließ sie neben dem galoppirenden Pferde laufen!

Es gibt Gutsherren, welche die schwangeren Weiber zur Arbeit zwingen, ja wegen geringer oder vielleicht nur angedichteter Vergehen mit Ruthen peitschen lassen.

Zum Glück sind solche Beispiele so selten, daß sie Aufsehen machen und öffentlich bekannt werden. Das Gesetz bestraft solche Grausamkeiten; aber an wen soll sich der mißhandelte Bauer, die arme Bäuerin wenden? an den Gouverneur der Provinz? Der Gouverneur ist der gute Freund des Gutsherrn,

der solche Schändlichkeiten treibt. Oder an den Adelsmarschall? Dieser wird von den Gutsherren ernannt, und wird um einiger elenden Bauern oder Bäuerinnen willen das Wohlwollen seiner Wähler nicht verscherzen.

Ein kaum glaublicher, aber vollkommen wahrer Vorfall trug sich vor wenigen Jahren zu. Einem Gutsherrn stirbt eine Hündin; er läßt die beiden kleinen Hunde von zwei Bäuerinnen säugen und schickt deren Kinder in die Küche. Der eine Bauer kommt nach Hause, nimmt den kleinen Hund und zerschmettert ihn an der Wand. Der Gutsherr läßt den Bauer zu Tode peitschen. Das Gesetz erlaubt freilich nur fünfundzwanzig Ruthenstreiche; aber in Rußland kümmern sich nur die um das Gesetz, die nicht reich genug sind, es zum Schweigen zu bringen. — Am Ende des vorigen Jahrhunderts ließen viele Gutsherren ihre kleinen Jagdhunde von Bäuerinnen säugen: man behauptete, solche Hunde würden besser.

Vor Peter III., als die Grundbesitzer noch nicht emancipirt waren und ihnen zuweilen körperliche Strafen zuerkannt wurden, pflegten sie einen Leibeigenen statt ihrer peitschen zu lassen, so wie man vormals in Frankreich den Edelknaben des Dauphin peitschte, wenn der Dauphin einen dummen Streich gemacht hatte.

In Rußland kommen solche Mißbräuche leider zur öffentlichen Kenntniß, ohne angezeigt zu werden. In Rußland gibt es keine öffentliche Meinung, die den Frevler, der für das Gesetz nicht erreichbar ist, der Verachtung preisgibt.

Wie der Gutsherr zuweilen den Schuldlosen bestraft, so nimmt er auch manchmal den Schuldigen in Schutz. Wenn das Gesetz einen Bauer zur Zwangsarbeit in den sibirischen

Bergwerken verurtheilt, so wird dadurch dem Gutsherrn ein Arbeiter entzogen. Drei Tage wöchentlicher Frohndienste machen jährlich hundertundzweiundsechzig Arbeitstage. In solchen Fällen unterhandelt der Gutsherr mit der Localpolizei und der mit einer gelinderen Strafe belegte Verbrecher bleibt seinem Herrn. Die Justiz verliert ihn; sie hat die Binde vor den Augen, um die Mißbräuche nicht zu sehen. Ja, die Gutsherren machen sich manchmal zu Mitschuldigen des Verbrechers.

Der Pferdediebstahl ist ein in Rußland sehr beliebtes Gewerbe. Gemeiniglich weiß der Pomeschik, daß dieser oder jener von seinen Bauern dieses Gewerbe betreibt; aber er hütet sich wohl den Dieb anzuzeigen, der Pferdediebstahl macht das Dorf wohlhabend. Aber was thut der Isprawnik, der für die Sicherheit des Eigenthums sorgen soll? Er bezieht den Zehnten von dem Pferdediebstahl. Wenn der Diebstahl zufällig zu offenkundig wird und den Isprawnik zu Nachforschungen zwingt, so werden diese in den Ställen der Bauern angestellt. Man findet nichts, weil die gestohlenen Pferde oft in den Ställen des Gutsherrn sind, welche Niemand ohne besondere Erlaubniß betreten darf. Die umliegenden Dörfer werden nicht bestohlen; natürlich, sie sind ja die Diebeshehler.

Man halte dies für keine vereinzelte Thatsache, nein, der Pferdediebstahl ist ein dauerndes. systematisch betriebenes Gewerbe. Die Pferdediebe bilden eine Zunft, sie erkennen sich an gewissen Zeichen und helfen einander.

Dieser vom Gesetz verpönte Unfug erklärt sich aus den Verhältnissen der Unterbeamten, in deren Händen das Gesetz ist, die aber nicht von ihrem Gehalte leben können und daher

auf Nebenverdienst angewiesen sind. Ein Isprawnik, der die Polizei in einem Bezirke handhabt, hat jährlich zweihundert Silberrubel Besoldung und seine Reisekosten betragen mehr als das Doppelte. Dazu kommt, daß der Isprawnik fast immer von den Grundbesitzern gewählt wird.

Es ist die größte Geißel Rußlands, daß man einen Beamten nicht vor Gericht stellen kann. Man kann Klage führen, aber man weiß im Voraus, daß der Klage kein Gehör gegeben wird, und man klagt nicht.

Um den erwähnten Mißbräuchen ein Ziel zu setzen, hat der Kaiser Alexander folgenden Ukas erlassen:

Artikel 1.

Die Grundbesitzer behalten ihre Eigenthumsrechte auf ihrem ganzen Grund und Boden; aber den Bauern werden ihre Gehöfte vorbehalten, welche sie in einer gewissen Zeit mittelst des Loskaufs (wikup) erwerben. Außerdem soll den Bauern eine gewisse Quantität Landes angewiesen werden, welches zu ihrer Ernährung hinreicht und sie in den Stand setzt ihre Pflichten gegen die Regierung und die Gutsherren zu erfüllen. Für dieses Land entrichten sie einen Obrok oder leisten dem Grundherrn Frohndienste.

Artikel 2.

Die Bauern sollen in Landgemeinden getheilt werden, und die Grundherren haben für die Ruhe und Sicherheit in den Dörfern zu sorgen.

Artikel 3.

Die Ausführung dieser Anordnungen an den verschiedenen Orten eines Gouvernements ist den Comité's zu übertragen. Der Minister des Innern wird denselben seine Weisungen geben, damit sie ihn in seinen Arbeiten unterstützen können.

In dem folgenden Capitel werden wir die Einwendungen nennen, welche die Reactionäre gegen diesen Ukas machen, so wie die Vortheile, welche sich die Progressisten von demselben versprechen.

XII.

Es gibt in Rußland in Bezug auf die jetzige bevorstehende wichtige Reform drei scharf geschiedene Parteien, nemlich:

erstens die Reactionäre, die gar keine Bauernemancipation zulassen wollen; eine zwar nicht zahlreiche, aber in Petersburg sehr begünstigte Partei;

zweitens die Partei des Juste-Milieu, bestehend aus den Grundherren, welche nur eine allmälige Emancipation für zulässig oder möglich halten und keine abgeschlossenen Gehöfte geben wollen, weil sie glauben, daß sie von den Bauern nie eine Bezahlung erhalten werden, und

drittens die Progressisten, zu denen hauptsächlich die Journalisten, Schriftsteller, die intelligenten Beamten, die Professoren, die Kaufleute 2c. gehören. Diese Partei will die Emancipation um jeden Preis, als eine von dem sittlichen Ge-

fühl gebotene Maßregel der Humanität, als eine Sühne für drei Jahrhunderte der Ungerechtigkeit und Bedrückung.

Ueber die Art und Weise der Durchführung dieser großen Reform sind freilich die Meinungen der Progressisten getheilt. Ueber die Bildung von Gemeinden sind sie alle einig; aber während einige den Bauer während der zwölf Jahre, in denen er die Ablösung entweder in barem Gelde oder durch wöchentlich drei Arbeitstage ausführt, noch an die Scholle gefesselt wissen wollen, fordern andere die unbedingte, unentgeltliche Abtretung des Gehöftes an den Bauer; machen die Gemeinde zur Basis der neuen Beziehungen zwischen dem Grundherrn und dem Bauer; gestatten dem letztern das Dorf zu verlassen und ein beliebiges Gewerbe zu treiben; denn der Bauer müsse frei seyn von dem Moment an, wo das Manifest erschienen ist; die Gemeinde müsse direct mit dem Grundherrn unterhandeln und ihm gegenüber für alle ihre Angehörigen bürgen.

Jede Partei sucht ihre Meinung durch Gründe zu unterstützen. Die gegen die Emancipation eifernden Reactionäre nennen den Geheimrath Kawelin als den Verfasser des Ukas und behaupten, dieser Ukas sey nicht nur hinsichtlich der den Bauern zuzuweisenden umzäunten Gehöfte eine Verletzung des Eigenthums, sondern auch eine offene Gutheißung der widerrechtlichen Anmaßung, welche sich folgerichtig von den einzelnen Theilen auf das Ganze ausdehnen müsse. Sie sagen, das Wort Rückkauf (wikup) sey unrichtig, denn zurückkaufen könne man nur eine Sache, die man schon besessen, die man verkauft, oder in Folge gewaltsamer Umwälzungen verloren. Der Bauer aber habe den Grund und Boden nie besessen, habe ihn ni verkaufen, nie aus dem Besitz desselben getrieben werden kön-

nen. Das Wort Rückkauf sey folglich nicht nur ein unrichtiges, den Verhältnissen gar nicht angemessenes, sondern selbst ein gefährliches Wort, denn sobald der Bauer die Bedeutung desselben erkenne, werde er die Frage aufwerfen, warum er nicht das Recht haben sollte, den ganzen Grund und Boden zu nehmen, da dieser ihm vormals gehört habe und der Ukas ihn ermächtige, einen kleinen Theil desselben zurückzukaufen.

Nach der Erörterung und Zurückweisung dieser sprachlichen, historischen und territorialen Frage erklären die Reactionäre die praktische Durchführung des Ukas für unmöglich. Der Grundherr solle das eingezäunte Gehöfte, nemlich etwa einen halben Morgen Landes, welches zu der von einem »Tieglo« bewohnten Isba oder Hütte gehört, an den Bauer abtreten. Diese Isba könne aber so nahe bei dem Herrenhause stehen, daß das abzutretende Land von dem Park, von den Gärten genommen werden müsse, ja vielleicht bis unter die Fenster des Schlosses reichen werde. Und wenn zehn solcher Hütten in der Nähe des Herrenhauses ständen, so müsse der Grundherr seinen Park in zehn Parzellen zerstückeln und folglich fremde Gutsbesitzer um sich haben. Angenommen nun, der Bauer hasse den Grundherrn und er sey — was immerhin möglich — im Stande, das abgetretene Land baar zu bezahlen, und errichte in seiner hundert Schritte von dem Herrenhause stehenden Isba eine Unschlittfabrik, eine Schmiede oder sonst ein lärmendes oder ekelhafte Ausdünstungen verbreitendes Gewerbe, so werde der Grundherr durch den Gestank oder Lärm aus seinem Hause vertrieben. Noch mehr: Das eingezäunte Gehöfte könne an einem Flusse liegen; das Fischereirecht in diesem Flusse könne dem Gutsherrn jährlich ein paartausend Rubel eintragen; wenn aber das Gehöfte

das Eigenthum des Bauern werde, so sey mit diesem Eigenthum natürlich das Fischereirecht verbunden. Ein zwischen zwei Handelsstädten, z. B. zwischen Rubinski und Jaroslaw, gelegenes Dorf bringe dem Grundherrn sehr großen Gewinn, denn er habe darin Wirthshäuser für die Fuhrleute und Posten für die Reisenden errichtet; sobald die Bauern frei wären, würden sie Gastwirthe und Posthalter werden, und der Grundherr sey auf die Concurrenz angewiesen.

Und wie — fragen die Gegner der Emancipation — wie ist es möglich, ein Gehöfte ganz unparteiisch nach seinem wahren Werthe abzuschätzen? Auch unter den Ländereien, welche die erwähnten localen Vortheile nicht besitzen gibt es sehr großen Unterschied des Werthes. Manche nach ihrem wahren Werthe abgeschätzte Ländereien kann der Bauer nie bezahlen: während hier ein halber Morgen Landes tausend Rubel werth ist, würde er dort mit fünf Rubeln theuer bezahlt seyn. Was soll der Bauer mit sandigem Boden machen, in welchem nicht einmal Nesseln und Disteln wachsen? Wer soll den Ablösungspreis ermitteln? Die Comités? Diese bestehen aus Grundherren und Regierungscommissarien. Wenn die Zahlungen sehr groß sind und von dem Bauer weder in baarem Gelde noch durch Frohndienste geleistet werden können, welche Zwangsmittel stehen dann dem Grundherrn zu Gebote in einem Lande, wo selbst die Regierung die Steuern nicht eintreiben kann? Angenommen der Bauer komme wirklich zum wöchentlich dreitägigen Frohndienst habe aber keine Lust zu arbeiten: wie soll man ihn zur Arbeit zwingen? Körperliche Züchtigungen dürfen nicht mehr angewandt werden; man kann ihn einsperren, aber im Gefängniß wird er noch weniger arbeiten. Oder soll man die Widerspenstigen nach Sibirien

schicken und Rußland entvölkern? Was soll man mit den Bauern anfangen, die auf dem ihnen zugefallenen schlechten Lande ihren Lebensunterhalt nicht finden? Nur die Grundherren konnten ihnen bisher helfen; sobald sie aber frei sind, müssen sie sich selbst helfen. Das Gouvernement Kostroma z. B. besteht größtentheils aus unermeßlichen Waldungen, in denen die Dörfer liegen. Die Bauern sind zu gewissen Zeiten gezwungen, ihre Thüren mit Bäumen zu versperren, um die Bären abzuhalten. Was sollen Sie anbauen, um ihr Leben zu fristen? Die Bären würden ihnen keine Kornähre lassen. In den Manufacturbezirken zahlen die Bauern einen beträchtlichen Obrok, der weit höher zu schätzen ist als ein wöchentlich dreitägiger Frohndienst; der Grundherr hat eben die localen Vortheile benutzt. Nach der Aufhebung der Leibeigenschaft hat ihm der Bauer nur die drei Arbeitstage zu zahlen. Verweigert er diese Zahlung, so wird ein Ersatzmann gedungen, der für ihn arbeitet, und ein Bauer, dessen Obrok dem Grundherrn fünfzig ja hundert Rubel eintragen konnte, kann sich mit dem vierten oder fünften Theile dieser Summe abfinden.

Die Folge dieser ganz veränderten Verhältnisse wird seyn, daß ein Grundherr, der z. B. fünftausend Bauern hat, fünftausend neue Grundbesitzer auf seiner Besitzung bekommt. So wird in ganz Rußland mit den fünf Millionen Tieglos verfahren, die aus dreizehn bis vierzehn Millionen Kronbauern und eilf Millionen Leibeigenen der Grundherren bestehen.

Was sollen nun die Kinder der Leibeigenen mit dem eingezäunten Gehöfte anfangen? Im Durchschnitt besteht ein Tieglo aus fünf Kindern; sollen diese das Gehöfte zerstückeln? Dann käme ein Zehntel Morgen auf den Kopf: eben genug, sich begraben zu lassen.

Die Gegner der Emancipation betrachten also den Ukas nicht nur als ungerecht, sondern auch als unmöglich in der Ausführung.

Die zweite Partei, nemlich jene Grundherren, welche nur eine allmälige Emancipation für zulässig halten und keine abgeschlossenen Gehöfte geben wollen, weil sie überzeugt sind, daß sie nie eine Bezahlung dafür bekommen werden, gründen ihre Meinung hauptsächlich auf die Unwissenheit der großen Masse des russischen Volkes. Unter den vierundsechzig Millionen Bewohnern des unermeßlichen Landes, sagen sie, sind sechzig Millionen, die von der Geschichte anderer Länder, ja von der Geschichte ihres Vaterlands gar nichts wissen, und fünfzig Millionen können gar nicht lesen. Wenn die Freiheit schon in den Händen aufgeklärter Menschen eine gefährliche Waffe sey, so sey sie in den Händen unwissender Völker eine vergiftete Waffe. Man müsse die aufgeklärtesten Bezirke genau studiren und die Bauern je nach ihrer Befähigung und Bildung emancipiren. So werde man vielleicht mit theilweisen Erschütterungen, aber ohne allgemeine Umwälzungen zum Ziel gelangen.

Zur Rechtfertigung ihrer Weigerung, ein geschlossenes Gehöfte abzutreten, machen sie einige der von den Gegnern der Emancipation vorgebrachten Gründe geltend, nemlich: die Verschiedenheit des Werthes der Ländereien, die Unmöglichkeit, den Bauer zur Bezahlung des Schätzungswerthes zu zwingen, und die durch gewisse Localverhältnisse bedingte Unmöglichkeit der Theilung selbst. Als Beispiel führen sie das zwölf Werste von Moskau liegende kleine Dorf Jasniewa an, dessen Einwohner sich fast ausschließlich mit Obstzucht beschäftigen. Der Grundherr, Fürst Gagarin, hat in diesem Bezirk

dreihundert Tieglos und nur sechzehnhundert Morgen Grund und Boden. Nach der Verordnung soll jedes Familienhaupt, außer dem eingezäunten Gehöfte, zehn Morgen Ackerland haben. Um nun diese dreihundert Tieglos zu befriedigen, müßte der Grundherr, außer den einen Raum von hundertfünfzig Morgen einnehmenden Gehöften, dreitausend Morgen Landes hergeben — und er hat nur sechzehnhundert! Dieses Problem geben sie nicht nur den russischen Adelscomités, sondern auch allen Mathematikern Europas zu lösen. Und in eine ähnliche Lage können viele andere Grundherren versetzt werden.

Die dritte Partei, welcher alle Männer des entschiedenen Fortschritts angehören, billigt die Emancipation als einen Act der Gerechtigkeit, der Sühne für vergangenes Unrecht; aber sie setzt hinzu: Man müsse die Reform nicht von unten, sondern von oben anfangen. Da man das Volk zum Genuß seiner Rechte berief, so müsse man die Vorrechte der Gewalt beschränken; man müsse es machen wie der Fürst Rostopschin, der Moskau in Brand steckte, man müsse an dem eigenen Hause einen Act der Selbstverläugnung begehen; man müsse vor allem die russische Gesetzgebung verbessern.

»Die erste Ursache der in unserer Gesetzgebung herrschenden Unordnung,« sagen die Progressisten, »ist auf der ersten Seite unseres Gesetzbuches zu suchen, wo mit klaren Worten ausgesprochen ist, daß der Wille des Selbstherrschers über dem Gesetz stehe. So kann eine offenbar gerechte Sache, welche vor Gericht gewonnen wurde, durch die Laune des Souverains, durch die Einflüsterungen einer Favoritin, durch den Einfluß eines Höflings verloren werden. Solche Beispiele sind zahlreich in der russischen Geschichte.

»Der Senat, den man, wahrscheinlich spottweise, den

Dirigirenden nennt, besteht aus Personen, die es bis zum Divisionsgeneral gebracht haben und zum Militärdienst nicht mehr tauglich waren; es ist diesen Herren nie in den Sinn gekommen, sich nur mit den einfachsten Rechtsbegriffen vertraut zu machen. Dieser Senat ist eine Art Kanzler des Justizministeriums geworden, und hat sich die Aufgabe gestellt, den persönlichen Meinungen, wie irrig sie auch seyen, den Sieg zu verschaffen.

»Zu diesen Mißbräuchen, unter denen alle Classen der Gesellschaft zu leiden haben, kommt noch die Willkür in der Verwendung der Staatseinkünfte. Es besteht allerdings eine Controlle für die Ausgaben, die in allen Zweigen der Staatsverwaltung gemacht werden; aber wenn die Worte: »Auf höchsten Befehl« über einem Artikel der Rechnung stehen, so hat der Controllor über die Zweckmäßigkeit oder Unziemlichkeit der Ausgabe kein Urtheil mehr. Es gibt aber, mit Inbegriff der Minister, der Staatssecretäre, Senatoren, Generaladjutanten ꝛc., welche freien Zutritt bei dem Monarchen haben, etwa fünfhundert Personen, denen das Recht zusteht, mit den keine Einwendung, keinen Widerspruch zulassenden Worten: »Auf höchsten Befehl« ihr Haushaltungsbudget anzufangen.«

Ohne den russischen Hof einer den Gebräuchen und Sitten des großen Reiches widerstrebenden Einschränkung zu unterwerfen, könne man, setzen die Progressisten hinzu, die Ausgaben feststellen und eine Civilliste aussetzen, welche immerhin der französischen und englischen oder selbst beiden zusammen gleichkäme, von welcher jedoch die Hofhaltung bestritten, die Paläste, Lustschlösser, Marställe ꝛc. erhalten werden müßten. Aus dieser Civilliste müßten auch die häufigen Zulagen an die

Land- und Seetruppen bei Musterungen und Paraden bestritten werden. Das jetzige Apanagen- und Domainenministerium müsse dann mit dem Ministerium des Innern vereinigt werden, und zu diesem Behuf müsse man die Güter aller Mitglieder der kaiserlichen Familie genau abschätzen, die betreffenden Apanagen hinzufügen und das Ganze unter Garantie des Staates capitalisiren. Auf diese Weise könne sich die Rente eines russischen Großfürsten oder einer Großfürstin immerhin auf zwei bis drei Millionen Francs belaufen. Es sey dann nicht mehr möglich eine Kopeke aus den öffentlichen Cassen zu unterschlagen oder Anleihen zu machen und Papiergeld zu emittiren, ausgenommen in sehr dringenden Fällen auf den Antrag des Finanzministers und mit Zustimmung des Reichsrathes, als unerläßliche Bedingung der kaiserlichen Sanction.

Eine solche Finanzverwaltung, versichern die Progressisten, werde nach fünf Jahren ein äußerst günstiges, alle Erwartungen übertreffendes Resultat haben: die Reihen der besoldeten Hofleute würden sich bedeutend lichten; die Belohnungen für Musterungen und Paraden würden aufhören; die Anzahl der kostspieligen und gefährlichen Prätorianergarde werde sich vermindern; die systematisch verwalteten gesicherten Finanzen werden geordnet, die außer Landes contrahirten Staatsschulden nach und nach, aber in kurzer Zeit liquidirt werden; das Papiergeld werde auf eine mit dem Metallvorrath im Verhältniß stehende Summe beschränkt werden und der öffentliche Credit auf einer unveränderlichen Basis beruhen.

Ferner sagen sie — doch sie sagen so viel, daß man einen ganzen Band füllen würde, um alle von ihnen geltend

gemachten, in den Augen der Westeuropäer gewiß sehr vernünftigen Gründe aufzuzeichnen.

So ist jetzt die große Frage noch unerledigt. Auf jeden Fall hat der Kaiser Alexander II. durch eine der großartigsten und humansten Thaten, welche je ein Souverain vollbracht, seinen Namen verewigt. Er hat dreiundzwanzig Millionen Menschen das kostbarste Erdengut, die Freiheit, gegeben.

Ende des dritten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.

Dumas, Alexandre,

Von Paris nach Astrachan Reisebilder

Bd.: 3

Pest [u.a.] 1859